



# Kalte Sofie

Roman

Peter Meier-Classen

© Peter Meier-Classen

Massholderenstrasse 6, CH-8143 Stallikon

+41 (0)44 700 20 28

E-Mail: [peter@meier-classen.ch](mailto:peter@meier-classen.ch)

Die Zeiger ihrer Ellipse d'Or von Patek Philippe weisen auf halb fünf. Nein. Erst auf halb vier. Sie hat immer etwas Mühe mit diesem Zifferblatt, auf dem keine Ziffern stehen, sondern nur ein kleines Strichchen für jede Stunde. Dafür sieht die Uhr sehr schick aus, mit ihrem Weissgoldgehäuse und dem Armband aus brauner, glänzender Alligatorhaut. Michael hatte ihr die Uhr zum dreissigsten Hochzeitstag geschenkt.

Erst halb vier! Schon mehr als eine Stunde dreht und wendet sich Elisa, mit Einschlafen aber ist es vorbei. Zu hart ist die Matratze in der Kabine, und die Heizung lässt ihr nur die Wahl zwischen Ersticken und Erfrieren. Sie hat letzteres gewählt.

Mit Stöhnen, Seufzen und anderem dezentem Reklamieren steigt Elisa vom Bett. Kaum findet sie Platz sich anzukleiden, und die Toilette ist komfortabel wie ein Besenschrank. Elisa ersetzt das Duschen durch ein paar Tupfer Eau de Parfum. Es kann nicht mehr lange dauern, bis sie ihr Hotelzimmer beziehen kann. Elisa ist mit ihren vierundfünfzig Jahren zwar noch jung und unternehmungslustig, aber für Strapazen wie diese halt doch nicht mehr die Jüngste. Bequem und erholsam hatte

sie sich die Nacht auf dem Schiff vorgestellt. Doch scheint auf dieser Reise manches nicht so zu sein, wie sie es sich ausgedacht hat, und das ärgert sie besonders. Ihre letzte Schiffsreise – damals noch zusammen mit Michael – war eine Kreuzfahrt von Florida in die westliche Karibik mit der luxuriösen ‚MS Enchantment of the Seas‘ von der Royal Caribbean. Es wird Elisa warm ums Herz, wenn sie daran zurück denkt, aber wärmer in der Kabine wird es trotzdem nicht.

Noch kälter ist es auf Deck. Elisa gürtet ihren warmen, dunkelblauen Kaschmirmantel enger und setzt sich auf dem hinteren Deck in den Windschatten. Es geht zwar schon bald auf Mitte Mai zu, aber verglichen mit den bereits warmen Frühsommertagen, die sie in Zürich hatten, ist das für sie ein veritabler Klimaschock. Die Luft ist feucht und nieselnd. Eine trübe Funzel wirft Licht auf die festgeschraubten, mit hellgelbem Lack gestrichenen Tische und Bänke. Im Bauch des Lampenglases ruht in Frieden eine dicke Schicht toter Fliegen, die das Licht noch schummriger macht, als es schon ist.

Nur die Rückreise muss Elisa noch organisieren, sie wird sich dann auf keine Experimente mehr einlassen. Auf ihr pragmatisches Denken und ihr praktisches Handeln war Elisa schon immer stolz. Auch beim Planen dieser Reise hatte sie versucht, das Notwendige und Tragische mit dem Angenehmen zu verbinden. Bei all der traurigen Pflicht für sie und ihre Tochter Miriam sollte die Reise auf keinen Fall zur tristen Jammerfahrt verkommen. Auch Michael würde

das nicht gewollt haben.

Das Reiseziel: eine noch unbekannte Ecke Europas. Auf stille und weite Landschaften hat sich Elisa eigentlich gefreut, auch darauf, wieder einmal Meerluft zu schnuppern – Ostseeluft diesmal, und würzigen Fisch geniessen, knusprig gebratenen Steinbutt, fangfrischen Matjes und Ostseekrabben. Miriam verabscheut Fleisch- und Fischgerichte und rümpft auch bei allem andern rasch die Nase. Allein schon zusehen zu müssen, wenn sie mit der Gabel im Teller stochert, kann einem den Appetit verderben. Elisa kann nur hoffen, dass ihr die Ostsee-Küche nicht nur Grünkohl, nicht nur Bohnenmus und nicht nur Bratkartoffeln auf den Teller türmt. Immer diese Anstrengung, Miriam bei Stimmung zu halten, diese sensible Mimose mit ihrem Liebeskummer, ihrem Freundinnenzoff und neustens mit dem für Elisa völlig inakzeptablem Gedanken, ihre Ausbildung fahren zu lassen! Elisa hat in diesen Wochen selber weiss Gott Kummer genug.

Acht Stunden dauerte die Zugfahrt von Zürich nach Hamburg, und die Fahrt war trotz erster Klasse kein Vergnügen. Bis Kassel war ihr die Landschaft einigermaßen vertraut, und dann, als der Blick durchs Fenster hätte Neuland entdecken können, setzte sich die Müdigkeit schwer auf die Lider. Abends dann, um halb sechs endlich, die Ankunft in Hamburg-Altona. Mehr als nur den Bahnhof von innen und aussen zu sehen, lag zeitlich nicht drin. Miriam fand das kompakte, helle

Gebäude gelungen, Elisa fand es im Vergleich zum alten und repräsentativen Zürcher Hauptbahnhof geradezu povre. Dieser wiederum war als Neorenaissance-Bau für Miriam nichts als nur Kitsch. Pausenlos ging es weiter bis Rostock und dort geradewegs an Bord eines Küstenschiffes mit dem schönen Namen Sturmmöwe – schöner jedenfalls als die Schiffe links und rechts der Sturmmöwe, angeschrieben mit Graal-Müritz, Prorer Wiek oder Kinnbackenhagen. Überaus leutseelig begrüßte der Käpt'n der Sturmmöwe die beiden Schweizerinnen an Bord. Sie amüsierten sich über seinen imposanten Zwirbelbart ebenso wie über die Frage, ob seine galanten Avancen eher der jüngeren oder der älteren galten.

Um halb neun stach die Sturmmöwe in See und stottert nun von Hafen zu Hafen der Küste entlang zu den Inseln und Halbinseln um Rügen. Anschliessend wird sie die weiter draussen in der Ostsee gelegene kleine Insel Deegland ansteuern. Dort werden Elisa und Miriam in aller Morgenfrühe von Bord gehen. Die Sturmmöwe wird dann, diesmal über Stralsund, wieder zurück nach Rostock tuckern.

Eigentlich klingt das sehr romantisch. Doch nur ein knappes Stündchen konnten Elisa und Miriam die Fahrt den weiten und flachen Stränden entlang bei Tageslicht geniessen, dann legte sich Dunkelheit über Küste und Meer. Das Abendessen nahmen sie zusammen mit den wenigen anderen Fahrgästen im kleinen, völlig überheizten Salon ein: Kutterscholle mit einer Zwiebelstippe, wie die

Zwiebelsauce hier heisst. Dazu ein Gemüsebukett und Bratkartoffeln. Das Schwanken des Schiffes hat Miriams Appetit vorbeugend verdorben, und Elisa sind die Zwiebeln, man nennt sie her Zippeln, zentnerschwer aufgelegt. Überhaupt die Sprache: sehr kurios ist sie und unberührt von der hochdeutschen Lautverschiebung, man wähnt sich im frühen Mittelalter.

Nicht weit her war es dann mit Schlafen in der engen Kabine, auf harter Matratze und schlingerndem, schwankendem Schiff. Jetzt sitzt Elisa auf Deck, frierend, trotz Mantel, Schal und windgeschützter Ecke. Der Motorenlärm dröhnt hier weniger laut als in der Kabine. Wie ein dumpf brummender Bass legt er sich unter das helle Zischen des aufgeworfenen Bugwassers und das Scheppern loser Drahtseile im Wind. An Wellenkrönchen und Wasserspritzer klammert sich das orangefarbene Licht des Mondes. Vor kurzem noch eine volle Scheibe, ist er nun zur abgeflachten Melone mit schimmligen Flecken verkümmert, über die sich ein dunstiger Wolkenschleier legt.

Ein Kreuzfeuer von Gedanken schmerzt Elisa im Kopf, sorgenvolle Gedanken um diese Reise wühlen sie umso mehr auf, je näher sie dem Ziel kommt. Und immer wieder die Frage, ob das auch wirklich richtig sei, was sie da mache. Wie ein Grundton, der die Klangfarbe all ihrer Gedanken bestimmt, schwingt dauernd diese neue Ungewissheit ihrer Zukunft mit, die früher so klar und absehbar festgestanden hatte, und die jetzt zerzaust wird

wie ein Laubbaum im Novembersturm.

Kraftvolle Schritte auf den hölzernen Planken bringen Abwechslung in die einschläfernde Monotonie von Rauschen und Tuckern und Scheppern. Eine imposante Erscheinung tritt in das Licht: hell leuchtet das weisse, mit goldenen Knöpfen bestückte Jackett des Käpt'n. Schräg über dem von Kälte oder Grog geröteten Gesicht trägt er eine weisse Mütze mit glänzendem schwarzem Schild und goldenen Kordeln auf dunkelblauem Band.

„Moin!“ sagt der Mann mit tiefer, sonorer Stimme und wischt sich mit der Hand ein Tröpfchen von der Nase. „Schon so früh auf, Madame? In einer halben Stunde hätten wir Sie geweckt. Die See ist ruhig, aber frisch ist es. Ich sehe, Sie frieren. Der Sommer lässt sich bitten, ich weiss. Morgen ist Kalte Sofie. Warum legen Sie sich nicht eine Wolldecke um?“

„Das lohnt jetzt nicht mehr“, winkt Elisa ab. „Wir werden sicher bald ankommen.“ Sie muss die Ohren spitzen, um den Käpt'n zu verstehen. Sein Deutsch ist unterwandert von norddeutschem Slang und seine Sätze kommen wie aus der Pistole geschossen! Die Deutschen reden schneller, als wir Schweizer denken können, hatte Michael immer gesagt. Trotzdem ist er mit seinem Zürcher Idiom immer gut angekommen, bei seinen Kongressen in Köln und Hamburg und früher sogar in Ostberlin, noch zu DDR-Zeiten.

„Ein Stündchen wird's schon noch dauern“, sagt der Käpt'n. „Da ist aber nichts los in Deegland. Die totale



Flaute in dieser Jahreszeit.“

„Das ist mir lieber so“, sagt Elisa.

„Ich kann Frauen nicht frieren sehen, warten Sie!“ Der Käpt'n holt Elisa eine Decke, eine bunte Patchworkdecke, die aussieht, als hätte jemand ein paar Dutzend alte Topflappen aneinander genäht. Er bittet, sich setzen zu dürfen und tut es auch gleich, ohne eine Antwort abzuwarten.

„Deegland, das liegt ganz schön am Ende der Welt. Da müssen Sie gute Gründe haben, so früh im Jahr hinzufahren.“

Elisa zuckt mit den Schultern. Der Käpt'n hat Recht: Nicht zum Vergnügen fährt sie hin.

„Von der Schiffsstation ins Dorf ist das zu Fuss mindestens eine halbe Stunde.“

„Sie wollen mich von meinem Ziel abbringen“, sagt Elisa scherzhaft.

„Könnte mir das gelingen?“, fragt der Käpt'n und zwinkert übermütig mit seinen Augen. Dann, vertraulich sich näher zu Elisa neigend gesteht er, seine Worte mit einem scharfen Tabakgeruch unterstreichend, selber auf Deegland geboren und auf der Insel aufgewachsen zu sein.

„Ach ja?“ Elisa freut sich, dies zu hören. Das für sie noch völlig unbekannte, abstrakte, ja geradezu suspekte Deegland wird so eine Spur menschlicher. Ihrer Sympathie für den Käpt'n, diese Mischung von Jovialität und Biederkeit, ist sie aber noch sehr unsicher.

„Sie werden natürlich im Störtebeker Krug Quartier nehmen, etwas anderes gibt's ja nicht. Die erste Adresse auf Deegland, ha!“ Das Lachen, mit dem der Käpt'n diese letzten Worte begleitet, klingt verwirrend. „Mein Bruder führt das Haus“, sagt er und fügt bei, dass es zu klein geworden sei für zwei. „Was sage ich!“, ruft er mit sich hebender Stimme: die ganze Insel ist zu klein geworden!“ Er drückt seine angewinkelten Arme nach hinten, wie ein Schaubudenherkules, der die eiserne Kette sprengt, die er sich um die Brust hat legen lassen. „Aber das ist eine andere Geschichte!“, sagt er und winkt ab.

„Eine andere Geschichte...?“ fragt Elisa wenig erfreut. Da wirft er ihr einen Köder hin und packt ihn auch gleich wieder ein.

„Eine Liebesgeschichte!“, sagt der Käpt'n mit übertriebenem Pathos. „Ne, ne, da erzähle ich Ihnen lieber etwas Amüsantes: die Deeglander Schöpfungsgeschichte, falls Sie die nicht schon kennen? Aus der Zeit, da die Leute hier noch mit der Bibel ins Bett gingen. Heute nehmen sie lieber die Bettflasche.“ Und wieder dieses, aus tiefer Raucherlunge hervorpolternde Lachen.

„Ich bin gespannt“, sagt Elisa.

„Als der Herrgott die Kontinente erschuf, aus Dinkelteig – das war lange bevor die Kommunisten hier die Schöpfung abgeschafft haben – als er den Deeg so richtig durchgeknetet hatte, da klatschte er ihn mit Schwung vom Himmel hoch auf die Erde herab. Und dabei...“, der Käpt'n schaltet eine kurze Kunstpause ein, „dabei sind ihm zwei

kleine Teigkrümelchen unbemerkt ins Meer gespickt. Tja, das waren dann eben die Insel Deegland und gleich daneben das kleine Eiland mit den Vogelfelsen.“

„Und Deeg, das ist plattdeutsch, ja?“ fragt Elisa.

„Plattdüütsch or nedderdüütsch, akkrat so is dat.“, sagt der Käpt'n und lacht breit über sein ganzes Gesicht.

„Eine hübsche Geschichte.“, meint Elisa.

„Ich weiss nicht“, sagt der Käpt'n zögernd und nimmt sein Lachen zurück. „Der Herrgott hat die zwei Krümelchen übersehen und vergessen! Was konnte da aus ihnen schon werden! Der Boden taugt zu nichts, selbst die Fische meiden die Nähe der Inseln.“ Er macht eine kurze Pause und schaut über die Reling ins Dunkel hinaus. Ein paar Lichtpunkte schaukeln auf dem Meer.

„Das klingt nicht sehr löblich für Deegland“, sagt Elisa und legt ihre Stirne in Falten.

„Ach, die Leute dort sind trotzdem ganz passabel, halt wie überall“, sagt der Käpt'n. Jeder passe auf jeden auf, damit alles auch immer so bleibe wie es ist. Zwischendurch lacht er mit breit gezogenem Mund und einem melancholischen Ausdruck in den Augen. Die Sturmmöwe bringe nur die Post und im Sommer auch Feriengäste zur Insel.

„Die Sturmmöwe? Ach ja, die Sturmmöwe.“ Elisa hört nur noch mit halbem Ohr zu.

Die Leute auf Deegland hätten ihre eigenen Fischkutter, um aufs Festland zu kommen. sagt der Käpt'n, doch nur bei gutem Wetter würden sie fahren, und sie könnten das

Wetter an den Wolken ablesen und am Licht und dem Kräuseln der Wellen. Viele von ihnen, auch er selber, sagt er, könnten das Wetter riechen. Wenn er sage, es rieche nach Sturm, dann lasse dieser nicht auf sich warten. Dann redet er weiter von den Deeglandern, vom Störtebeker Krug, von einem Jungen, der einst die Sturmmöwe übernehmen soll, von einer verlassenen Schönheit aus Polen und einem ungetreuen Geliebten aus der Schweiz, er redet von sich und von andern, von hoffnungsvollem Warten und hoffnungsloser Liebe, von Eifersucht und Bruderszwist, und Elisa fällt das Zuhören immer schwerer. Wie von ferne vernimmt sie nur noch den tiefen, modulierten Klang seiner Stimme. Manchmal sagt sie einfach „ja“, oder „wirklich?“ und lächelt, wenn sie zu spüren glaubt, dass es der richtige Moment dazu sei.

Als der Käpt'n sich mit der flachen Hand auf den Schenkel schlägt und laut ruft „Jawohl, so is dat!“, schrickt Elisa auf. Lange lässt der Käpt'n seine Augen auf ihr ruhen, länger als ihr lieb ist. Mit tiefer und rauer Hafenkneipenstimme, als wäre Hans Albers auferstanden, legt er los:

„La Paloma ohe -  
Einmal muss es vorbei sein  
Einmal holt uns die See  
Nur Erinnerung an Stunden der Liebe  
Bleibt noch an Land zurück.“

Der Käpt'n schliesst für eine Weile die Augen und lauscht andächtig seiner Stimme nach.

„Sie haben eine wundervolles Timbre, Sie hätten Sänger werden sollen“, sagt Elisa halb scherzend und doch auch beeindruckt von dem vollen Klang seiner mächtigen Stimme.

Der Käpt'n schüttelt nur den Kopf und schaut auf die Uhr: „Es wird Zeit, Ihr Fräulein Tochter zu wecken, es ist doch Ihre Tochter, nicht wahr?“

Elisa nickt.

„Ich hab's gleich gesehen. Und der Herr Papa ist nicht mit unterwegs?“

„Nein“, sagt Elisa irritiert.

„Einer muss ja das Geld verdienen“, meint der Käpt'n und schmunzelt über seinen biedereren und für Elisa sehr unpassenden Scherz.

Sie schweigt, aber ein Lächeln, aus gewohnter Freundlichkeit, liegt trotzdem noch drin.

Er sei unverheiratet, verrät der Käpt'n. „Die grosse Liebe“, philosophiert er, „die wirklich grosse Liebe ist nur die, welche man nicht haben kann. Ist es nicht so?“ Zustimmung erwartend schaut er Elisa an.

„Da habe ich das Gegenteil erfahren“, widerspricht sie. „Ich habe meine grosse Liebe sogar geheiratet.“ Elisa lächelt in sich hinein. Sie kann zu ihren Worten stehen, wie sie zu Michael stehen kann. Die Hände würde sie für ihn ins Feuer legen, für seine Integrität, seine Loyalität, sein Treue – nicht nur in seinem Beruf, sondern in allen Belangen, auch ihr gegenüber.

„Dann dürfen Sie sich glücklich schätzen, Madame. Ich

hatte immer geglaubt, Männer würden nur für die Liebe, nicht für die Ehe taugen.“ Und wieder legt sich sein Blick wie ein schweres, dichtes Fischernetz über Elisa. Sie ist entschlossen, aufzustehen und in ihre Kabine zu gehen. Nur mit Mühe gelingt es ihr.

In gut einer Stunde wird die Sturmmöwe in Deegland anlegen – so früh, dass die Insel noch im Dunkeln und die meisten ihrer Bewohner noch in den Betten liegen. Auch Mareike, in ihrem Haus abseits vom Dorf, inmitten von kargem, steinig durchzogenen Weideland, steht meistens nicht vor halb sieben auf. Heute aber wird es schon um vier Uhr sein. Zu unruhig fühlt sie sich in dieser Nacht. Mehrmals ist sie grundlos und mit hämmerndem Herzen erwacht. Bereits am Abend hinderte ein Wechselbad an Gefühlen, pendelnd zwischen schmerzlicher Traurigkeit und freudiger Erwartung, sie lange am Einschlafen.

Ein Traum weckt sie auf. Es ist ein Traum, den sie früher noch nie hatte, jetzt aber gleich mehrere Nächte hintereinander.

Sie träumt, dass Michi in ihr Zimmer tritt, Licht macht und sich auf den Rand ihres Bettes setzt.

Mareike hält ihre Augen geschlossen. „Du bist es Michi,

ich weiss.“, sagt sie. „Ich wusste, dass du kommst“, sagt sie. Ihre Hand sucht nach der seinen, aber kann sie nicht finden. Nur Bettlaken, Bettgestell und Nachttisch lassen sich ertasten.

Mareike öffnet die Augen: Licht und Traum verlieren sich in der Finsternis des Zimmers. Sie bleibt ein paar Minuten regungslos liegen, um das Traumbild, wenn auch nur in der Erinnerung, festzuhalten.

„Ich komme wieder.“ Jedes Mal, wenn Michi von ihr wegging, waren dies seine letzten Worte.

Und stets erwiderte sie darauf dasselbe: „Ich weiss.“

Es war eine Art Ritual, denn immer waren es dieselben Worte, nur die Art, wie Michi sie aussprach, war unterschiedlich: anfänglich verlegen und tröstend, dann auch schelmisch, manchmal scherzhaft drohend.

„Ich weiss.“ Das war ihre Antwort. Auch diese gehörte zum Ritual.

Sie wusste nie, wann genau das Wiedersehen sein würde. In zwei Wochen? Oder erst in zwei Monaten? Länger blieb er selten weg. Im Dorf wunderte man sich über die häufigen Besuche. Man denke nur: jedes Mal ein neues Visum! Ein Informant sei er, dachte wohl mancher, aber offen wagte niemand darüber zu reden. Gemeinsam und unzertrennlich verbrachten sie die wenigen Tage in Mareikes Haus, im Garten, auf den Vogelfelsen oder im Meer draussen, auf Mareikes kleinem Motorboot.

Zwanzig Jahre hat sie Michi nicht mehr gesehen. Sie weiss wenig von ihm. Sie weiss dass Fisch-Soljanka sein

Lieblingsessen war, eine säuerlich-scharfe Suppe, die sie für ihn aus Fischresten und Salzgurkenlake zubereitete, mit roter Beete, die der Brühe die kräftige Farbe gab. Sie weiss, dass er viel lieber als Krawatte und Anzug sein verwaschenes, blau und weiss gestreiftes, kragenloses Fischerhemd trug, das Mareike heute noch für ihn im Kleiderkasten hängen hat. Er wollte nicht über sein Woher und Wohin gefragt werden, und nie hat sie an sein Geheimnis gerührt. Das schien wichtig für ihn zu sein, also war es auch gut für sie.

Über viel anderes redeten sie. Über die Wolken etwa, die von Westen her aufzogen, sich auftürmten, so hoch wie Mareike sich die Schweizer Berge vorstellte, wie sie sich zusammenballten und vom Wind wieder zerzaust und über den Himmel gefegt wurden. Sie stritten darüber, ob ihre Formen mehr einem Hasen, einem bärtigen Riesen oder einem Fisch mit vier Beinen glichen. Sie wetteiferten darum, wer zuerst den höchsten Punkt auf den Vogelfelsen erklimmen konnte oder wer im Winter es zuerst schaffte, am Strand nackt ins eiskalte Wasser zu tauchen.

Ob er verheiratet war? Sie vermutete es, aber sie wusste es nicht.

Er wusste alles von ihr. Aber auch das war nicht viel, denn was gab es da schon zu erzählen! Sie war fünf, als ihre Mutter mit ihr aus Polen in die DDR flüchtete. Erst nach Rügen, dann auf Deegland. Sie hätten ein kleines Haus haben können, mitten im Dorf, aber die Mutter zog ein leer stehendes Gemäuer ausserhalb des Dorfes vor,



mit eingestürztem Dach und ein paar Schritten Land rundherum. Es war ein Schuppen aus den Kriegsjahren, zuletzt den Schafen ein Unterstand. Der Boden um das Haus herum war mager und steinig, karg bewachsen von Silbergras und Heidekraut. Mit eigener Kraft schleppte die Aussiedlerin vom Meer angespülte Bretter und Balken den halben Kilometer vom Strand herbei. Alles andere, Dachziegel, Leitungsrohre oder Zement, war Mangelware. So zog sich der Bau über viele Jahre hin und machte ihr Zuhause zu einem nie endenden Flickwerk. Den Respekt der Deeglander konnte sich Mareikes Mutter mit ihrer Zähigkeit und Ausdauer verdienen. Die Herzen aber blieben der misstrauischen und eigensinnigen Frau verschlossen. Ganz anders die kleine Mareike. Sie war fröhlich und liebenswürdig und bezauberte bald das ganze Dorf. Schwarze Locken tanzten auf ihrem Kopf, und ihre Augen, so dunkel sie auch waren, strahlten heller als die Sonne. Das ist wohl etwas übertrieben, aber nicht sehr. Als Mareike älter wurde kamen zu ihrer Liebenswürdigkeit ein paar weitere Reize hinzu, und sie brauchte alle ihre Klugheit und Wachsamkeit, um sich vor unzimperlicher Zudringlichkeit, denn solche gab es damals, und es gibt sie immer noch, zu schützen.

Neunzehn war sie, als die Mutter starb. Kurz darauf begann die Geschichte mit Michi. Das half ihr, die verbenden Anstürme abzuwehren. Man musste sich damit abfinden, dass es da bereits einen Liebhaber in der ersten Reihe gab. In gewisser Weise blieb dies auch später so,

als Michi längst nicht mehr nach Deegland kam. Seinen Platz in innigster Mitte ihres Herzens liess Mareike von niemandem streitig machen.

In Rostock, der Bezirkshauptstadt, war sie Michi zum ersten Mal begegnet, vor dem neuen Intershop, wo sie sich die Fensterauslage anschaute. Neidlos und doch mit grossen Augen staunte sie in dieses bunte Konsumparadies, in dem nur mit Westgeld bezahlt werden konnte. Ein junger Mann stürmte aus dem Geschäft und hatte sie beinahe umgerannt. So eilig wie es schien, hatte er es dann doch nicht. Er sprach sie an und wollte sie ins Stadt-Café einladen. Ins Stadt-Café, blank von der Strasse weg! Mareike schoss das Blut in den Kopf. Dann lief sie weg. Sie wollte nur eines: möglichst rasch zurück nach Deegland. Der junge Mann aber lief neben ihr her. Noch keine dreissig Jahre mochte er sein, und gekleidet war er: schick wie nur etwas! Er fragte, wo sie hin wolle.

„Nach Hause“, sagte sie.

„Nach Hause wohin?“

„Nach Deegland.“

Er hatte noch nie von Deegland gehört, aber das hielt ihn nicht davon ab, mit Mareike Schritt zu halten. Er komme aus der Schweiz, sagte er. In Berlin sei er gewesen und habe noch ein paar Tage frei. Er sprach hochdeutsch, mit einem Akzent, den Mareike nicht kannte, der aber beruhigend auf sie wirkte. Er klang gemütlich, auch etwas behäbig, manchmal beinahe etwas unbeholfen, wenn er das stimmlose ‚ch‘ statt am Halszäpfchen statt am Gaumen

bildete. Das Wörtchen ‚ich‘ klang aus seinem Mund ebenso rau wie ‚ach‘ oder ‚krach‘.

Von der Schweiz hatte Mareike bisher wenig gehört. Sie wusste, dass es dort landschaftlich sehr schön sei und dass die Schweiz vom Krieg verschont geblieben war. Auch Begriffe wie Schokolade und Uhren gaben Assoziationen zu diesem Gebirgsland, das unerreichbar weit jenseits des Eisernen Vorhanges lag. Moskau war zwar viel weiter weg als London, Paris, Rom oder Zürich – aber trotzdem viel nahe liegender. Reisen nach Kuba, Vietnam oder China waren einfacher zu buchen als Reisen ins kapitalistische Europa. Doch das war ihr egal, es kam für sie beides nicht in Frage.

Mareike hatte sich noch überlegt, ob sie bei der Schiffsbesatzung Hilfe holen sollte, damit ihr der Mann nicht weiter folgen könne. Sie liess es bleiben, und so fuhr er mit nach Deegland.

Den Störtebeker Krug gab es schon damals auf der Insel, als Gaststätte der Konsumgenossenschaft. Michi hätte dort übernachten können, und sie hatten das auf der Überfahrt so vereinbart.

Aber dann blieb er doch bei ihr im Haus. Zwei Tage blieb er. Er hat mit ihr zusammen den Garten umgegraben und das Dach geflickt. Er wollte mit ihr auch ins Dorf, aber Mareike wollte sich dort nicht mit ihm zeigen. Zum Abschied schenkte ihr Michi die Dose Firstclass-Kaffee aus dem Intershop. Als Souvenir hatte er sie gekauft, als Kuriosität und nur der Verpackung wegen. Mareike hatte

das damals nicht verstehen können. Kaffee war ein Luxusartikel. Zu hundert Prozent hatte er ein Jahr zuvor aufgeschlagen. Nahezu unerschwingliche 120 Mark kostete ein einziges Kilo Rondo. Billiger war der ‚Kaffee-Mix‘, hinter der Hand als ‚Erichs Krönung‘ verspottet: ein nur schwer geniessbarer Muckefuck aus wenig Kaffee und viel Zuckerrüben, Spelzen und Getreide.

„Ich komme wieder“, hatte Michi gesagt.

„Ich weiss“, hatte sie zuversichtlich geantwortet und tatsächlich sehr gehofft, ihn bald wieder zu sehen. Es Liebe zu nennen, war damals sicher noch viel zu früh. Aber es war ein ganz kleiner Anfang von etwas, das nicht mehr aufzuhalten war.

Mareike stösst die Bettdecke zurück und steht auf. Ein schwaches Licht schimmert durch die Vorhänge. Es ist erst halb fünf. Ob sie sich nochmals hinlegen soll? Sie hört, wie die Haustüre ins Schloss fällt. Es ist Mika.

Mika ist Mareikes Sohn. Er ist einundzwanzig.

Sie tritt in den Flur und macht Licht. Auf den hellen Steinplatten liegen frische, von Schuhen zu einer Spur verschmierte Blutropfen zwischen Haus- und Badezimmertür. Sie bewirken bei Mareike nicht mehr als nur einen ärgerlichen Seufzer. Sie kennt das: Mika wird wieder einen Vogel geschossen und ins Haus gebracht haben. Sie öffnet die Tür zum Badezimmer, macht Licht und späht hinein. Entsetzt wendet sie ihr Gesicht ab und zieht die Türe augenblicklich wieder zu. Sie eilt in ihr Schlafzimmer und reißt das Fenster auf, um Mika

zurückzurufen. Zu spät. Mika ist verschwunden, im Dunkel von Strand und Meer.

Mareike bleibt am offenen Fenster stehen. Ihr rascher Atem haucht kleine, flüchtige Nebel in die kalte Luft. Langsam nur wird ihr Atem ruhiger und eine melancholische Schwere breitet sich in ihr aus. Sie hört das Meer rauschen. Immer rauscht es hier. Entweder ist es das Meer oder der Wind in der Schwarzerle hinter dem Haus oder beides.

Der Himmel beginnt sich im Osten rötlich zu färben. Sehr hell und ruhig strahlt darüber der Morgenstern. Es ist ein Bild, wie auf einem Kalenderblatt: Zwanzig oder dreissig Kraniche ziehen vor diesem Hintergrund vorbei. Schwarz und präzise wie Scherenschnitte zeichnen sich ihre Silhouetten vor dem rötlichen Dämmerlicht ab.

Oft hatten Mareike und Michi auf den Vogelfelsen die Kraniche beobachtet. Im Sommer verbrachten sie manchmal ganze Nächte in den Felsen. Der Besuch der kleinen Insel war damals noch nicht verboten.

Mareike schliesst die Augen. Sie will die Kraniche jetzt nicht sehen, jetzt nicht!

Vom Dorf her rattert ein Motorrad über die Küstenstrasse. Vor sich her schiebt es einen Lichtkegel, hinter sich her zieht es einen kleinen, zweirädrigen Anhänger. Es ist Till. Jeden Morgen holt er vom Postschiff die Briefe, Pakete und Zeitungen für die Insel ab.

Mareike schaut auf die Uhr. Till ist heute viel zu früh dran. Das Boot legt erst in einer halben Stunde an.

Mareike, nur mit einem Nachthemd bekleidet, fröstelt. Sie schliesst das Fenster und zieht sich eine Jacke über. Unmöglich, jetzt ins Badezimmer zu gehen. Erst muss Mika alles wieder in Ordnung bringen. Sie ist noch unschlüssig, ob sie sich wieder ins Bett legen oder sich einen Kaffee machen soll, als sie hört, wie das Motorrad beim Haus vorfährt.

Till lässt den Motor ein paar Mal aufheulen und ruft nach Mika.

Mareike öffnet die Tür einen Spalt breit: „Mika ist draussen“, ruft sie Till zu.

Till ist abgestiegen. Er ist mager und von kleiner Statur. Die gepolsterte Winterjacke, die er trägt, ruht unförmig über seinen Schultern. Langes, blondes Haar hängt unter dem Helm, den er lose über den Kopf gestülpt hat, hervor. Er zieht den Helm aus und kommt näher. „Wo ist er denn?“ will er wissen.

„Am Strand, denk ich. Du bist heute sehr früh. Was willst du von ihm?“

„Ach nichts“, sagt Till ausweichend und macht dennoch keine Anstalten zu gehen.

„Gut, denn!“, sagt Mareike und will die Tür wieder zustossen.

„Da wäre doch noch etwas“, sagt Till rasch. „Mika hatte gestern behauptet, er wolle einen Kranich schießen.“

„Das würde er nie tun“, sagt Mareike rasch. „Kraniche schießen ist verboten, das weiss auch Mika.“

„Das meinte ich auch. Aber ich habe es mit eigenen

Augen gesehen, heute Nacht. Ich will es ja nicht gleich an die grosse Glocke hängen, aber...“

Till ist um die dreissig. Er wohnt mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern am Dorfrand. In seinem Postbüro nimmt er Zahlungen entgegen und verkauft Postkarten und Briefmarken.

Mareike lässt ihn eintreten.

„Wo ist das Vögelchen?“ fragt Till und sieht auch gleich die Blutropfen auf dem Boden.

Mareike weist wortlos mit dem Kinn zur Badezimmertür.

„Ei, ei!“ hört sie Till aus dem Badezimmer rufen. „Ein Prachtstier, Menschenskind, was für ein Riesenviech!“

Der dumpfe Geruch von Vogelblut und feuchtem Gefieder schwappt in den Flur.

Till zieht die Badezimmertüre wieder zu. „Ob ich das wohl melden sollte?“ fragt er mit bedeutungsvollem Blick auf Mareike.

„Das behältst du besser für dich“, sagt Mareike streng, als läge es in ihrer Macht, ihm das zu verbieten.

„Das wird schwierig sein“, sagt Till. „Hast du Kaffee?“

„Noch nicht.“ Mareike geht in die Küche und setzt Wasser auf.

Till zieht seine viel zu grosse Jacke aus. Sie ist aus leuchtend gelbem Polyester und hat um Brust und Arme silberne Leuchtbänder.

„Ist die neu?“, fragt Mareike.

„Ja“, sagt Till. Sein Stolz ist unüberhörbar. „Eine Parka. Sie ist dreiteilig, schau! Der ganze untere Teil über den

Beinen, den kann ich abnehmen. Das ist für trockenes Wetter.“

„Glaubst du, dass es heute regnen wird?“

„Es riecht nicht danach. Die Ärmel kann ich auch abnehmen, siehst du?“

„Dann hast du eine Weste.“

„Genau.“

„Oder du ziehst einfach nur die Ärmel an“, sagt Mareike und muss lachen bei der Vorstellung, Till würde sich nur die knallgelben Ärmel seiner Parka überziehen.

Till weiss nicht, warum sie lacht. „Nein, das geht nicht“, sagt er. „Und das Futter, schau: eine richtige Steppdecke.“ Till drückt das Parkafutter an sein Gesicht. „So echt zum Kuschn“, sagt er. „Aber allein macht es keinen Spass...“ Er schaut Mareike so an, als müsste sie genau verstehen, was er meint. „Probier mal“, sagt er und legt Mareike die Parka über die Schultern. Er kommt ihr ganz nah dabei. Seine Hände tauchen zu ihr unter die Parka. Ein paar Augenblicke lässt Mareike ihn gewähren und versucht, an alles andere zu denken: daran, was sie heute alles zu tun hat. Augustin erwartet Gäste in seinem Haus. Zwei Gäste aus der Schweiz, das ist selten, und für Mareike jedes Mal etwas unheimlich. Immer kommt ihr dann die Sache mit Michi wieder ganz nah. Die Zimmer im Störtebeker Krug hat sie bereits gemacht. Sie wird nachher hinüber gehen und schauen, was es zu tun gibt.

Mareike spürt Tills Atem im Gesicht, den Geruch von Fisch und Sauerkraut. Sie windet sich aus der



Umklammerung und schüttelt die Parka ab. Dann schaut sie Till ebenso bedeutungsvoll an, wie er das zuvor getan hatte: „Ob ich das wohl melden sollte?“, fragt sie.

„Ach!“ Till winkt ärgerlich mit der Hand ab, legt seine Parka sorgfältig, fast liebevoll über einen Küchenstuhl und setzt sich an den Tisch.

Mareike stellt zwei Gläser mit Löffel hin, Zucker und Pulverkaffee. Sie füllt Tills Glas mit Wasser auf. Dann macht sie auch für sich einen Kaffee.

„Du wirst sehen, irgendwann wird eine unschuldige Seele dran glauben müssen“, sagt Till. Seine Pupillen werden ganz spitz.

„Schwatz nicht so dummes Zeug!“

„Der Kranich, Mareike, das ist erst der Anfang.“ Tills Stimme wird unheilvoll leise. „Einen leibhaftigen Menschen will er ausstopfen, hat er behauptet. Eine Frau soll es sein. Wie einen Vogel will er sie ausstopfen und auf einem Holzklötzchen festmachen. Ich habe meinen Ohren nicht getraut.“

„Dann trau ihnen auch weiterhin nicht! Das ist völliger Unsinn, selbst wenn er es gesagt hat!“

„Hoffen wir es“, sagt Till und wärmt seine Hände am Glas. „Ich muss gleich los“, sagt er nach einem kurzen Blick auf seine Uhr. „Wenn ich nicht da bin, schmeissen sie die Post einfach auf den Kai. Stell dir vor, es würde jemand die Säcke klauen! Dann gibt’s keine Post für niemand.“ Er blinzelt Mareike aus schmalen Augenschlitzen an, wohl um zu prüfen, ob sie die Wichtigkeit seiner Aufgabe und seiner

Position erkenne. Dann holt er sich aus dem Küchenschrank ein zweites Glas und giesst den Kaffee mehrmals um, damit er sich schneller abkühlt.

„Dann will ich mal!“ Stehend trinkt er das Glas leer und geht.

Vom Fenster schaut Mareike Till nach, wie er, in seine leuchtend gelbe Parka gepackt, auf dem Motorrad wieder zur Küstenstrasse fährt, dann dieser entlang in Richtung Schiffstation. Till und sein Motorrad werden von der Dunkelheit verschluckt, nur der Lichtkegel des Scheinwerfers und das rote Schlusslicht sind noch zu sehen. Bald verschwinden sie hinter einer Düne.

Zehn oder zwölf Mal im Jahr kam Michi nach Deegland. Das Postschiff fuhr damals nur unregelmässig und zu unbestimmten Tageszeiten. Michi hatte einen Schlüssel zum Haus. Er meldete sich nicht an, bevor er kam, sondern stand, plötzlich da. Zwei oder drei Tage blieb er, in seltenen Fällen waren es vier Tage.

„Ich komme wieder.“

„Ich weiss.“

Mit diesen Worten trennten sie sich auch nach der letzten Begegnung. Das war vor zwanzig Jahren. Mareike war im vierten Monat schwanger. Sie versuchte vergeblich, es vor Michi zu verheimlichen, die sanfte Rundung ihres Bauches konnte ihm nicht verborgen bleiben. Sie glaubt sich zu erinnern, dass er sich gefreut hatte, doch wie es wirklich klang, als er sagte, er komme wieder, hat sie vergessen.

„Ich weiss“, hatte sie gesagt, doch ihre Gewissheit schwand dahin wie die Monate und Jahre. Wie die Jahreszeiten kamen und gingen, mit den blühenden Gräsern und Sumpfdotterblumen, mit den vollen Brombeersträuchern, dem Wind und Regen und Schnee, wie die Kraniche zu ihren weiten Reisen in den Süden aufbrachen und wiederkehrten, schwand und wuchs ihre Zuversicht auf ein Wiedersehen.

Kurz vor Mikas Geburt, heiratete sie Augustin, den Wirt des Störtebeker Krugs. Sie hatte schon seit mehr als einem Jahr im Gasthaus ausgeholfen. Sie wirkte in der Küche mit, machte die Zimmer und servierte. Augustin war nicht der alleinige Wirt. Auch sein Bruder Uwe liebte es, sich als Chef aufzuspielen. Er hätte das Gasthaus mit seiner Spendierfreudigkeit und seinem Hang zu Bier und Grog zugrunde gerichtet, hätte er nicht eines Tages seine Sachen gepackt und wäre ausgezogen.

Als Mika mit vierzehn zu pubertieren begann und im Störtebeker Krug nur noch Krieg herrschte, zog Mareike mit ihrem Sohn wieder in ihr einfaches Haus zurück. Ihre Arbeit im Störtebeker Krug ging weiter wie zuvor, auch ihre Ehe mit Augustin blieb bestehen, aber es war eine Ehe auf Distanz. Auch später, als Mika wieder umgänglicher wurde, blieb sie in ihrem Haus, draussen in der Heidelandschaft. Tatsächlich hatte sie nie aufgehört, auf Michi zu warten. Längst ist es kein bewusstes Warten und schon gar kein Erwarten mehr, nur ein zuweilen neu und hoffnungsvoll gesponnenes und auch gleich resigniert sich wieder

lösendes Gewebe, mit dem sie ihr Herz zu schützen versucht.

Michi hatte nie wieder von sich hören lassen, auch nicht nach dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung der beiden deutschen Länder. Jene Zeit war für Mareike besonders schwierig. Die Menschen, die sich weinend in die Arme fielen, die lang ersehnten, innigen Begegnungen über Jahrzehnte getrennter Freunde und Verwandter berührten und schmerzten sie zugleich und machten ihr die Trennung von Michi deutlicher als zuvor.

Zwanzig Jahre ist das jetzt her.

Manchmal stellt sich Mareike vor, der Staatssicherheitsdienst habe Michi verhaftet, habe ihn verschleppt, habe ihn umgebracht. Dies zu denken ist tausend Mal schlimmer, als der Gedanke Michi sei ihrer überdrüssig geworden oder er habe einfach nicht mehr kommen wollen.

Die Sturmmöwe steuert geradewegs auf das Leuchtfeuer von Deegland zu. Elisa ist erleichtert, nun doch endlich das Ziel, oder doch wenigstens einen Funken davon zu sehen. Und doch wird es ihr zugleich sehr

schwer ums Herz, ist es doch wieder ein Abschied, der sie hier erwartet.

„Wie weit ist es noch?“ fragt Miriam, die mit ihrem Gepäck neben Elisa an der Reling steht.

„Keine Ahnung“, sagt Elisa, „Leuchttürme sieht man schon von sehr, sehr weit. Wir fragen den Käpt'n, er ist der Fachmann.“

„Ist doch egal“, sagt Miriam „so genau will ich es überhaupt nicht wissen.“ Und schon ist Mutter verschwunden, auf der Suche nach ihrem schnauzbärtigen Fachmann. Immer dieser Perfektionismus! Alles muss bis ins Hinterste gewusst und geklärt werden. Miriam dünkt es manchmal, dass es der Mutter nicht um die Sache geht, aber sehr wohl darum, sich mit gescheiterten Fragen wichtig zu machen.

„Es ist sehr kompliziert“, sagt Elisa, als sie nach fünf Minuten wieder zurückkommt. „Die Entfernung ist abhängig von der Höhe des Leuchtturms und auch von der Augenhöhe, verstehst du? Das ist eine Formel mit Wurzeln und Klammern und einem Faktor, mit dem man schliesslich das Ganze multiplizieren muss: zweikommanullsieben und etwas – sehr interessant! Am Ende hat man die Distanz in Seemeilen.“

„Und wie weit ist es denn jetzt noch?“ fragt Miriam.

„Ich weiss es nicht“, sagt Elisa und wendet den Kopf zum Leuchtturm. „Ich denke, es kann nicht mehr sehr weit sein.“

„Dann sind wir jetzt nicht klüger als zuvor?“, fragt Miriam

und zieht die Augenbrauen hoch.

„Tu nicht so! Ich dachte, es würde dich interessieren.“

Immer diese alte Geschichte: Elisas Denken und Hoffen, ihre Tochter würde sich für all das interessieren, was ihr selbst am Herzen liegt oder was sie für das erfolgreiche Heranreifen ihrer Tochter zu einer Frau von Welt als besonders relevant – nein, nicht einfach nur wichtig, sondern als besonders relevant – erachteten: Opernpremierer. Gemeinderatswahlen. Kunsthausbesuche. Politik, sprich Freisinn. Und Literatur, schöngeistige natürlich. Es war verlorene Liebesmüh! Dank Privatinstitut hat es dann für die Matura doch noch gereicht, der Champagner durfte fliessen.

Es ist kalt, es ist sehr früh und es ist noch dunkel, als die Sturmmöwe auf Deegland anlegt. Ein verbeulter, abnehmender Mond hängt hinter einem Gewühl von Wolken und Nebelfetzen. Müde fällt sein Licht auf den Kai und auf den mächtigen Leuchtturm, der die Anlegestelle in schummrigen Schatten hüllt. Erst die Scheinwerfer des Postschiffes zeigen den Turm in seiner ganzen Pracht. Er hat in diesem Winter einen frischen, dreiteiligen Anstrich erhalten: rot, weiss, rot. Rechts, vom Meer her gesehen, führt die Küstenstrasse zum Dorf, auf der linken Seite, dreihundert Meter weiter, streckt sich ein grosses eingezäuntes Ferienresort mit vielen kleinen Backstein-Bungalows dem Strand entlang aus. Mitte Juni wird es aus seinem langen Winterschlaf gerüttelt und bringt mit seinen Gästen die Insel zum Beben: Jogger, Walker und Biker

durchkämmen das Eiland in allen Richtungen. Sie scheuchen Vogelschwärme auf und schrecken die dösenden, rauhwolligen pommerschen Landschaft, aus ihren Träumen vom green, green Grass of Home. Die bunten Drachen, die am Strand in den Himmel steigen, kann man schon vom Dorf aus sehen. Jetzt aber fröstelt Deegland erst noch dem Ende seines Winterschlafs entgegen.

Die Landestelle von Schiffen wie die Sturmmöwe liegt weitab von Dorf. Zu viele Untiefen verhindern die Einfahrt in den Fischerhafen. Das ist sehr bequem für die Gäste des Ferienresorts, die eine Viertelstunde nach der Ankunft bereits im Freikörpertenne, mit Glas und Trinkhalm, am Strand flanieren können. Alle andern Besucher erwartet, wenn sie nicht abgeholt werden, ein halbstündiger Fussmarsch ins Dorf.

Unter lauten Kommandos legt die Sturmmöwe am Uferdamm an. Ein Matrose wirft das Tau mit ein paar Törns über einen hölzernen Poller und macht es fest. Ein anderer schiebt die Rampe auf den Kai. Ein Motorrad mit Anhänger steht da. Die gelbe Parka ihres Besitzers leuchtet grell im Licht der Scheinwerfer, die vom Schiff auf den Kai gerichtet sind. Er fängt die beiden Postsäcke auf, die ihm ein Matrose zuwirft und packt sie auf den Anhänger. Worte werden gewechselt, schreiend, laut und foppend von der einen zur andern Seite mit rauem Gelächter dazwischen. Ob derbe Scherze oder weiter gereichte Neuigkeiten – die Sprache ist für die beiden Frauen zu fremd, um sie zu

verstehen.

„Sie dürfen gerne mit mir weiterfahren“, sagt der Käpt'n. Er hat bemerkt, wie Elisa zögert, die Rampe zu betreten. Miriam ist bereits drüben und wartet. Elisa fühlt sich wie festgenagelt. Sie mag weder in die hellen Lichtkegel der Scheinwerfer hinaustreten, noch auf dem Schiff zurückbleiben. Gäbe es für sie eine Möglichkeit, sich jetzt einfach in Nichts aufzulösen, sie würde davon Gebrauch machen. Der Koffer steht neben ihr. An ihrem Rücken hängt, unpassend zur Eleganz ihrer Erscheinung, ein grauer, alter Schweizer Armeerrucksack. Schwer drückt er auf ihre Schultern.

„Ist etwas?“ ruft ihr Miriam zu.

„Kommen Sie“, sagt der Käpt'n mit väterlichem Timbre. Er packt mit seiner rechten Hand Elisas Koffer, hakt ihr seinen linken Arm unter und führt sie zum Ende der Rampe.

„Den letzten Schritt müssen Sie alleine machen“, sagt der Käpt'n, „ich sträube mich dagegen, meinen Fuss auf die Insel zu setzen.“

„Ist das wieder – eine andere Geschichte?“ Elisabeth schaut ihn prüfend an und klammert sich weiterhin an seinem Arm fest.

„Vielleicht erzähle ich sie Ihnen auf der Rückfahrt“, sagt der Käpt'n und neigt sich Elisa vertraulich zu.

Sie antwortet nicht, aber sie weiss, dass sie nicht mit der Sturmmöwe zurückfahren werden. Bequemer und rascher ist es mit der Fähre nach Rügen und dann mit dem



Flieger zurück nach Zürich. Elisa wundert sich, wie sie beim Gedanken, den Käpt'n wohl nie wieder zu sehen, eine leise Wehmut verspürt. Allerdings gilt diese, sie stellt das zu ihrer Beruhigung fest, nur ansatzweise der Person des Käpt'n. Doch hat er immerhin etwas in ihr angerührt, das sie nicht so leicht wegstecken kann. Es ist die Frage, ob Leidenschaft oder auch nur Romantik in ihrem Leben nicht viel zu kurz gekommen sind?

Als Elisa bereits auf dem Kai steht, ruft ihr der Käpt'n nochmals ein Dankeschön zu, für die Schokolade, die sie ihm heute früh geschenkt hat. Elisa nimmt auf Reisen stets ein Dutzend Tafeln Cailler Alpenmilchschokolade in ihrem Koffer mit: ‚Double-Lait‘ in der klassischen lila Verpackung mit der goldenen Aufschrift ‚Cailler of Switzerland‘. Sie liebt es, unterwegs als Dankeschön oder als Geste der Aufmerksamkeit einen süßen Gruss aus der Schweiz hervorzaubern zu können.

Die Rampe wird hereingeholt und die Taue werden losgemacht. Noch ein letztes flüchtiges und für Elisa schon fast zu vertrauliches Winken, dann stehen die beiden Frauen allein auf dem Kai. Die Sturmmöwe stampft davon.

„Ein Scheisshotel!“, flucht Miriam. „Es hätte uns ein Taxi schicken können!“ Sie schaut sich missmutig um. Das Licht vom Kai verliert sich im Dunkeln.

„Einen solchen Service kannst du nicht erwarten“, sagt Elisa. „Wir können froh sein, dass es hier überhaupt eine Unterkunft gibt, um diese Jahreszeit.“

Missmutig die eine und angestrengt zuversichtlich die

andere, ziehen sie schweigend ihr Gepäck auf der Küstenstrasse Richtung Dorf. Die Luft stinkt nach den Abgasen des Motorrades, das kurz zuvor losgefahren war.

Im Dämmerdunkel des Strandes, wenig entfernt vom Anlegeplatz, steht ein junger Mann. Im Schutz einer zerbröckelnden Backsteinmauer späht er zum Postschiff hinüber. Er sieht, wie Till, der Postbote, den er um alles in der Welt nicht leiden kann, sein Maul aufreisst, wie er mit betonter Lässigkeit die schlaffen Postsäcke auf seinen Anhänger schmeisst und dann mit grossem Lärm, der die Stille rundherum nicht gründlicher zerstören könnte, auf der Küstenstrasse an ihm vorbei ins Dorf zurück fährt. „Schietker!“ schreit er ihm nach, wissend, dass der andere ihn nicht hören kann. Er sieht auch zwei Frauen das Schiff verlassen, eine alte und eine junge. Dunkel und schick gekleidet ist die eine, als hätte sie Deegland mit Paris verwechselt. Die andere verzieht ihr hübsches Gesicht zu einer Schnute wie sieben Tage Regenwetter, dabei ist seit Anfang Mai noch kein Tropfen gefallen.

Ihr Reisegepäck hinter sich herziehend, die Alte darüber hinaus noch mit einem altertümlichen, schlampigen

Rucksack beladen, kommen sie auf der Küstenstrasse dem jungen Mann entgegen. Er zieht sich weiter an den Strand zurück ohne die beiden aus seinen Augen zu lassen. Mal kauern, mal stehend hinter kleinen Sanddünen und alten, zerfallenen Mauern sich duckend, folgt er ihnen, trotz grober Schuhe auf leisen Sohlen und spähend mit Augen so hell wie die eines Schlittenhundes.

Der Mann heisst Mika. Der Strand ist sein Zuhause. Daneben hat er auch zwei weitere Zuhause, bei denen das Dach nicht nur aus Himmel, Wolken und Sternen besteht. Das eine ist der Störtebeker Krug am Marktplatz im Dorf. Das andere ist das Haus seiner Mutter, das man von hier aus sehen kann – im Augenblick allerdings nur das trübe Licht der Lampe hinter dem Schlafzimmerfenster. Dort wohnen die beiden, seit sich Mikas Mutter Mareike von ihrem Mann, dem Störtebeker Wirt Augustin halbwegs getrennt hat und wieder in ihr altes Zuhause zurückgekehrt war. Ob Mika sich dort oder hier am Strand oder auf den Vogelfelsen draussen im Meer aufhält, ist von der Tageszeit völlig unabhängig, wie auch seine Zeiten des Wachens und des Schlafens. Er selbst hat sich diese unkonventionelle Lebensweise gewählt und kennt nichts anderes.

Gerne schaut er, hinter einem Mauervorsprung versteckt oder ins morgendliche Dunkel gehüllt, zu, wenn das Postschiff aus Rostock oder die Fähre von Rügen auf Deegland festmacht. Die Ankunft stadtgebleichter Feriengäste, später ihr Abschied von der Insel, lärmend

und sonnegebräunt, bringt ihm die notwendige und zugleich hinreichende Abwechslung. Den meisten Urlaubern begegnet er später auch im Störtebeker Krug, dem elterlichen Gasthaus, wo Mika in seltenen Fällen auch einen Interessenten für seine Vogelpräparate findet.

Die Ankunft der Sturmmöwe hat für ihn noch eine andere Wichtigkeit. Vor einigen Jahren nämlich, als ihm die ersten Barthaare zu spriessen begannen und das Klima zu Hause unerträglich wurde, begann er mehr und mehr daran zu zweifeln, dass der Störtebeker Wirt, der seine hochschwängere Mutter geheiratet hatte, tatsächlich sein Vater sei. Mit Vergnügen begann er sich vorzustellen, dass es doch viel aufregender wäre, einen rauen Seemann als Erzeuger zu haben statt eines braven Kneipenwirts, der seine Gäste mit einem Knicks begrüsst und täglich sein Mittagsschläfchen macht. So entschied er sich eines Tages, dass sein Onkel Uwe, der Käpt'n der Sturmmöwe, der ihm schon immer mächtig Eindruck gemacht hatte, sein wirklicher Vater sei. Er musste bloss ein paar Dinge im richtigen Licht sehen, dann gab es für ihn keine Zweifel mehr. Gemerkt jedenfalls hat er schon früh, dass mit seiner Herkunft, so wie man sie ihm vorgegaukelt hatte, etwas nicht stimmen konnte. Nicht als Makel erlebt er die dunklen Rätsel, die sich um seine Herkunft ranken, sondern als Auszeichnung. Sie geben ihm gewissermassen das Prädikat „aussergewöhnlich“.

Langeweile kennt Mika nicht, auch wenn er am Strand sitzt und nichts tut, als nur zuschauen, wie sein Schatten

von seiner linken Seite zur rechten Seite rutscht. Er kann, was nur Wenige können: Er redet mit dem Meer, mit dem Sand, mit seinem Boot, mit dem Wind und mit viel Anderem. Er zieht das Gespräch mit vermeintlich leblosen Dingen der Unterhaltung mit Menschen sogar vor. Das klingt nicht nur verrückt, das ist es wahrscheinlich auch. Die Deeglander jedenfalls haben für ein solches Verhalten nicht viel übrig, wiewohl sie sich damit einigermassen abgefunden haben. Er sei ein Tagedieb, sagen sie trotzdem immer wieder einmal, damit es klargestellt bleibt. Ein Taugenichts und Herumtreiber sei er, ein Galgenstrick, dem Teufel vom Karren gefallen. Sie sagen das nur hinter vorgehaltener Hand und nur hinter dem Rücken des Störtebeker Wirtes, mit dem sie es nicht verderben wollen. Solange alles rund läuft im Dorf, lässt man Mika in Frieden. Geht ein Fenster zu nächtlicher Stunde in Brüche oder liegt ein Müllsack aufgerissen auf der Strasse und mit ihm leere Dosen, volle Windeln und Heringköpfe, dann fragt man sich nicht lange, wer das war. Als Sündenbock ist Mika nicht ungeeignet, weist er doch etliche Merkmale auf, die manchen zur Vorsicht im Umgang mit ihm gemahnen: er hat keinen Beruf, schlimmer noch, er scheut die Arbeit. Mit Mühe nur hat er die Schule abgesehen, war dann aber doch schlau genug, sich um Wehrpflicht und Zivildienst herumzumogeln. Onkel Uwe hat ihm zwar schon lange eine Lehrstelle als Schiffsmechaniker versprochen, aber Versprechen einlösen ist wohl nicht Seemannsart.

Die halbe Nacht war Mika heute auf den Beinen. Einen

prächtigen Vogel hat er heimlich geschossen. Ein Prachtstück von einem Präparat wird das werden, dessen ist sich Mika sicher, und er freut sich auch schon auf das Zerlegen und wieder Zusammensetzen des Vogels, wie andere sich freuen mögen, einen Computer auseinander zunehmen und wieder zusammenzubauen. So gross wie dieser war noch keiner der vielen Vögel, die er aus ihrer Vergänglichkeit in das dauerhafte Dasein ausgestopfter Schmuckstücke erhoben hat. Der Mond war sein Komplize, er hatte ihm geleuchtet, als er sich diese Nacht an ihn herangepircht, ihn erlegt und nach Hause gebracht hatte.

Nachträglich würde er nun allerdings auf diesen Komplizen lieber verzichten, denn unverlässlich dünkt er ihn und verräterisch hell war sein Licht, als Mika den Vogel schoss.

„Es war ein schönes Tier“, sagt der Mond. Er scheint den Tod des Kranichs zu bedauern, denn ein Kranich im Mondlicht: was für ein wunderschönes Fotosujet hätte der Vogel abgegeben!

„Glaube mir, ausgestopft wird er noch tausendmal schöner sein“, sagt Mika.

„Ja, ja, ja.“ meint der Mond.

„Sicher ist das so, wie ich es sage! Und er wird hundert Jahre länger leben, als wenn ich ihn nicht geschossen hätte. Nur geschossen habe ich ihn, nicht erschossen! Vögel sind ja keine Menschen.“

„Aus meiner Distanz gesehen, gibt es da keinen Unterschied“, sagt der Mond.

„Oh doch! Es ist alles eine Frage des Wertes“, wehrt sich Mika. „Ein Mensch ist wertvoller als ein Vogel. Und ein toter Vogel wertvoller als ein lebender Vogel. Ein ausgestopfter Kiebitz kostet Geld, für einen lebenden Kiebitz zahlt man dir keinen Cent, hab' ich nicht Recht? Bei den Menschen ist es umgekehrt. Ein toter Mensch ist nichts wert, ein lebender je nachdem, hab' ich nicht Recht?“

„Am Ende hast du immer Recht“, sagt der Mond. Seine Stimme ist leise geworden. Er kann seit einigen Tagen nicht mehr für voll genommen werden. Schwindsüchtig verblasst sein Licht hinter einer kalten Nebelwand.

Im Osten, zwischen dem schmutzigen Gelb über dem Horizont und der Morgenröte, die wie ein Rosenblatt darüber schwebt, öffnet sich, wie immer bei wechselhaftem Wetter und kurz vor Sonnenaufgang ein schmaler Spalt, durch den Mika in den Himmel spähen kann. Er kann dann immer die Engelchen sehen, wie sie in ihren weissluftigen, buschigen Kleidchen in artiger Reihe auf ihren Stühlchen sitzen und mit Pauken und Trompetchen, mit Violinchen und Schalmeien den lieben Gott bei guter Laune halten. Er hatte von diesem Schauspiel seiner Mutter erzählt. Sie wollte nichts von einem lieben Gott und von Engelchen hören. Konfessionsfrei unter dem DDR-Regime erzogen, gab es auch nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Länder für sie keinen Grund, an ihrer Glaubenshaltung etwas zu ändern. Schäfchenwolken seien es, meinte sie, nichts weiter als nur Schäfchenwolken!

Rasch wendet Mika heute seinen Blick ab: Die buschigen Blusen und Röckchen der Engelchen sind nicht weiss, sondern grau und schwarz, und ohne sie zu hören, dünkt ihn ihre Musik schwer und schleppend. Wie ein Trauermarsch klingt es und ist vielleicht doch nur der Wind in den Gräsern? Nur der Wind, sagt sich Mika, und Schäfchenwolken sind es nur. Er schaut nochmals genauer hin. Schäfchenwolken, jetzt sieht er sie auch. Alles andere wäre doch etwas zu seltsam gewesen, zu sehr ein Zeichen - aber ein Zeichen wofür?

Waren da nicht Schritte hinter den Mauern, war da nicht ein Schatten zwischen den Steinen? Nur einen flüchtigen Augenblick lang zögert Elisa, um dann noch zügiger weiterzugehen.

Die Insel ist flach wie ein Tisch. Wer in den Himmel schauen will, braucht den Kopf gar nicht erst zu heben. Nur in den engen Gassen, mitten in dem kleinen Flecken muss einer den Kopf recht in den Nacken biegen, um über die karminroten Dächer der kleinen Wohnhäuser das Himmelblau zu sehen. Die Häuser sind zwar nicht hoch gebaut, stehen aber eng gedrängt, als hätte es nicht genügend Platz auf der Insel. Dabei findet man ausser den



Häusern im Dorf und den Bungalows im Ferienresort kaum mehr als ein Dutzend weiterer Gebäude auf dem kleinen Eiland. Auch Bäume hat es nur wenige, vor allem Kiefern, Birken, Vogelkirschbäume, Schwarzpappeln und viel flaches und karges Weidland mit Sträuchern und Kräutern, mit viel Huflattich, echter Goldrute, Schafgarbe, wilder Malve und Habichtskraut und zum Meer hin rundherum Steine und Sand und manchmal ein paar kleine Dünen mit kantiger, vom Wind geschliffener Krete. Das Auge bleibt kaum irgendwo hängen, der Blick verliert sich über den Horizont hinaus und fällt ins Leere.

Elisa bleibt stehen und schaut zurück: Die schmale Küstenstrasse führt in leichtem Bogen der Inselkontur entlang bis zur Schiffsstation, die hinter den Dünen zurückgeblieben ist.

Wo Miriam bloss bleibt? Elisa atmet ein paar Mal tief durch, um ihre Ungeduld zu besänftigen. Ihre Tochter scheint es weniger eilig als sie zu haben. Miriam ist stehen geblieben und macht Fotos von einer alten Betonmauer aus den Kriegszeiten am Strand. Wie ein Gerippe zeigen sich die rostigen Armierungen unter dem bröckelnden Zement.

Es ist kalt und düster. Die Sonne ist erst noch dabei, sich zum Horizont hoch zu rappeln. Elisa sieht, wie Miriam ihre Kamera wieder einpackt und ihr Reisegepäck zur Hand nimmt. Sie winkt ihrer Tochter zu und geht ebenfalls weiter. Der holperige, von Wind und Regen aufgebrochene Asphalt lässt den Koffer, den Elisa hinter sich her zieht,

bedrohlich tanzen und hat ihn schon mehrmals zum Kippen gebracht. Auf dem Rücken trägt sie einen alten, schlaksigen Rucksack aus graugrünem, grobdickem Leinen mit ausgeleierten Lederbändern, ein hässliches Teil, nicht kaputt zu machen, unverwüstliche Armeequalität, wie Michael sie immer geschätzt hatte. Qualität war Kriterium Nummer eins in seiner Wertskala, auch wenn etwas so hässlich war wie dieses zerschlissene Leinenbündel für das selbst ein passionierter Sammler von Militaria keinen Cent springen liesse. Michael hatte nichts übrig für Modisches und Verspieltes. nichts für kurzlebige Freuden. Was zählte, war das Unverwüstliche. Schwer zieht der Sack an Elisas schmalen Schultern, hängt tief bis zum Gesäss hinunter und schlägt ihr bei jedem Schritt erbarmungslos ins Kreuz. Er passt überhaupt nicht zu Elisa. In groteskem Kontrast steht er zu ihrem dunkelblauen, kurz geschnittenen Mantel und dem schwarzen, elegant-klassischen Hosenanzug darunter.

Sie und Miriam waren die einzigen Fahrgäste, die vom Postschiff hier ausgestiegen sind. Nur kurz hatte die Sturmmöwe an der Landebrücke Halt gemacht und war dann gleich weitergefahren.

Die Luft ist kühl und feucht. Klamm fühlen sich die Kleider an. Die Wasserglätte des Meeres zu Elisas Rechten ist vom Wind gekräuselt. Pulsierend flutet die Wasserlinie vor und zurück. Ein kühler Wind lässt auch Elisa frösteln. Rasch wird es heller.

Weit und breit ist keine Seele zu sehen, nur Strasse und

Steine und immer wieder hüfthohe bis mannshohe Mauernreste, Betongräben und grosse rostige Stahl- und Gusseisenteile der alten Militäranlagen, zerfallen und zu nichts mehr nütze. Draussen im Meer ragt eine kleine, im Vergleich zu Deegland felsige Insel aus dem Wasser. Dies müssen die Vogelfelsen sein, vermutet Elisa und wirft einen müden und resignierten Blick zur Insel hinüber. Was hat ihr Michael da bloss eingebrockt!

Bis zu den ersten Häusern des Dorfes ist es noch gut ein halber Kilometer. Schnurgerade streckt sich die Küstenstrasse vor ihr aus. Linker Hand, abseits von Dorf und Strasse steht einsam ein Haus. Die schmutziggelbe Fassade und das dunkle, zum Meer hin geneigte Pultdach sind durch die, das Haus umgebenden Sträucher – schwarzer Holunder, Grauweide und Schlehe – sichtbar.

Was für ein verlassener Ort, wundert sich Elisa. Wie lässt sich hier leben, in dieser Einöde von Steinen, Sand und Meer rundherum. Zwar hat Elisa nicht viel mehr erwartet. Sie ist jetzt aber doch irgendwie erschrocken und zweifelt plötzlich daran, ob es auch wirklich Sinn mache, hierher gefahren zu sein, und das alles nur Michael zuliebe, dies lange Fahrt mit dem Nachtzug, dann die mühsame Schiffsreise, diese Ankunft morgens in aller Frühe, an diesem Ort, der ihr so fremd ist, wie irgendein ihr unbekannter, unbedeutender Ort irgendwo auf der Welt.

Ob das einen Sinn mache? Energischer wird ihr Schritt. Rasch stösst sie diesen Gedanken von sich und rügt sich beinahe, dass sie solche Zweifel hat an sich herantreten

lassen. Sie bleibt stehen und schaut sich nach Miriam um. Miriam ist zurückgeblieben und bückt sich über ihren Reise-Trolley, den sie offen auf dem Boden liegen hat.

„Was tust du?“ ruft Elisa. Ihre Stimme klingt hart, als hätte sie einen der herumliegenden Steine nach Miriam geworfen. Elisa ist ungeduldig, glaubt, sich beeilen zu müssen. Eile wozu? Der Tag hat noch nicht einmal richtig angefangen, im Dorf regt sich noch kaum etwas. Sie wäre besser alleine hierher gefahren, denkt Elisa, aber Miriam wollte unbedingt mitkommen. „Ich lasse dich nicht alleine fahren, das kann ich nicht verantworten“, hatte sie gesagt, als würde sie hier irgendeine Verantwortung übernehmen. Miriam und Verantwortung – das hat noch nie zusammengepasst!

Miriam hat ihre Mutter vermutlich nicht rufen gehört. Jedenfalls reagiert sie nicht darauf. Sie kramt in ihrem Gepäck, sucht sich eine Strickjacke hervor, stopft alles andere wieder zurück und zieht den Reissverschluss zu. Erst, als zum zweiten Mal, wie ein Stein, dieselbe Frage geflogen kommt, gibt sie Antwort.

„Ich will ja nicht erfrieren hier!“, ruft sie zurück. Sie zieht sich zusätzlich zu ihrer dicken Polyesterjacke auch die Strickjacke an. Mit klammen Fingern zieht sie den Reissverschluss zu. Handschuhe mitzunehmen, daran hat sie nicht gedacht, es ist ja auch bereits Mitte Mai.

Elisa hat keine Geduld, auf Miriam zu warten. Sie kennt dieses langsame, zähflüssige sich Hinziehen, dieses eigensinnige Zögern ihrer Tochter, das kein

Vorwärtskommen bringt, das mehr ein trotziges Innehalten ist, eine eigenwillige Form von Widerstand, gegen den Elisa eh und je vergeblich anzugehen versuchte, bis sie erkannte, wie nutzlos alle ihre Bemühungen waren. Je mehr sie Miriam zu etwas drängt, desto mehr Widerstand ruft sie hervor. Das war bei der Dreijährigen schon genauso wie bei der Volksschülerin oder bei der heute zwanzigjährigen Kunsthochschul-Studentin. Eine starke Persönlichkeit verrate dies, die wisse genau, was sie wolle, hatte Michael von seiner Tochter immer behauptet. Doch in Elisas Augen war das Gegenteil der Fall: Was sie nicht wollte, das wusste Miriam stets sehr genau, und meistens stand dies im Gegensatz zu dem, was Elisa von ihr erwartete.

Wieder verlangsamt Elisa ihre Schritte und bleibt stehen. Diesmal schaut sie sich nicht nach Miriam um, sondern späht auf ein zerfallenes Mauerwerk. Wieder hatte sie den Eindruck, dass sich dahinter etwas bewegt hat.

„Ist da jemand?“ ruft sie in die Steine hinaus und lauscht. Das Rauschen des Meeres, das sie zuvor kaum wahrgenommen hatte, dröhnt an ihr Ohr, und die Schreie der Möwen, die über dem Wasser kreisen, schneiden es messerscharf in Stücke.

Wieder schaut sie sich nach ihrer Tochter um. Miriam ist erneut stehen geblieben und drückt an ihrem Handy herum, das sie schliesslich ärgerlich wieder einsteckt.

„Ich komme ja schon!“ ruft sie und ist der Meinung, dass es überhaupt keinen Sinn habe, sich zu beeilen, und dass

es ein Fehler von ihr war, die Mutter auf dieser stupiden Reise zu begleiten. Sie bräuchte die Zeit dringend für ihre Studienarbeit: eine Fotopräsentation zum Thema ‚Zwischenzeit‘. Sie hat noch keine Fotos, noch kein Konzept, noch nicht einmal eine Idee dazu. Abgabetermin ist in zwei Wochen. Da kann sie ihr Fotografiebachelor an der Zürcher Hochschule der Künste vergessen! Auch die Fächer mit den technischen Grundlagen der analogen und digitalen Fototechnik hat sie schon gar nicht mehr besucht. Sie hat keine Lust, sich mit der Theorie von Halbleiter-Strahlungsdetektoren, oder den physikalischen Gesetzen der Optik den Spass am Fotografieren zu verderben!

Elisa wartet noch ein paar Augenblicke, dann geht sie weiter. Ein paar Schritte nur, dann bleibt sie wieder stehen. Ein Mann schiebt sich langsam hinter der Mauer hervor, erst nur einen Arm, unter dem er ein altes Armeegewehr oder eine Jagdflinte hält, dann den ganzen Körper. Es sind nicht allein der Zeitpunkt, diese dämmrige Morgenfrühe und die Einsamkeit rundherum, die Elisa diese Begegnung ein Bisschen unheimlich erscheinen lassen, es ist vor allem das Verhalten des Mannes, der sich offensichtlich versteckt gehalten hatte, und der stumm, überaus langsam, mit schlaksigem Gang, verkniffener Mine und abgewandten Augen auf Elisa zukommt. Seine Erscheinung und noch mehr sein Verhalten wirken, wie er näher kommt, mehr verwirrend als bedrohlich. Es ist Mika, der Sohn von Mareike.

„Guten Morgen“, sagt Elisa. Sie will ihre Stimme

freundlich klingen und sich ihre Furcht nicht anmerken lassen.

Mika murmelt etwas, das wie die Erwiderung des Grusses klingt. Er ist mager und gross gewachsen. Sein Haar ist schwarz, die Augen von hellem, wässerigem Blau. Für Bruchteile von Sekunden taucht in Elisa die Erinnerung an Michael auf: der junge Mann hat dieselben wässrigblauen, fast durchsichtigen Augen wie Michael. Er vermeidet den Blickkontakt mit ihr.

„Wir kommen vom Schiff“, sagt Elisa. „Es ist eben erst angekommen.“

„Vom Schiff“, wiederholt Mika, „vom Postschiff, ja.“

„Wir wollen zum Störtebeker Krug“, sagt Elisa, obwohl der Mann nicht danach gefragt hat.

„Alles gerade aus!“, sagt er.

„Danke“, sagt Elisa und möchte weiter gehen.

Der Mann bleibt bewegungslos stehen, die Flinte unter dem Arm. Er schaut auf Elisass Schuhe. Die Beine, in schwarzen Nylonstrümpfen, stecken in eleganten, spitzen, schwarzen, glänzenden Schuhen. Wozu so viel feine Ehre für Deeglands rauhen, karstigen Grund?

Was wohl mit ihren Schuhen sei, wundert sich Elisa und bemerkt mit einem raschen Blick den Staub auf dem feinen Leder. „Ja, dann will ich jetzt gehen“, sagt sie aber bleibt weiterhin stehen. Sie schaut zu Miriam, die langsam näher kommt. Aus den Augenwinkeln betrachtet sie den Mann. Er macht einen ziemlich verwahrlosten Eindruck, die Schuhe sind voller Staub, Hemd und Kittel sind schmutzig und

zerknittert, ebenso seine Hose. Er dürfte knapp über zwanzig sein, das ungepflegte Haar und der dunkle, unregelmässig auf Kinn und Wangen wuchernde Stoppelbart machen es schwierig, sein Alter zu schätzen.

„Was wird das Wetter heute machen?“, fragt Elisa.

Der Mann schaut in den Himmel. „Weiss nicht“, sagt er. „Das Wetter ist immer gut. Vielleicht gibt’s Regen, das ist auch gut.“

Seine Antwort gewinnt Elisa ein Lächeln ab. „Da müssen irgendwo die Vogelfelsen sein“, sagt sie. „Wissen Sie, wo die sind?“

„Dort“, sagt Mika und weist mit ausgestrecktem Arm auf die Felsen, draussen im Meer. „Dort sind die Vogelfelsen. Die Insel ist viel kleiner als Deegland. Es ist verboten, sie zu betreten.“ Der Mann hängt sich seine Flinte über die Schultern.

„Und warum ist es verboten?“, fragt Elisa.

„Naturschutz“, sagt Mika. Ein Paradies sei es, fährt er dann fort. Ins Paradies dürfe auch niemand rein. Ausserdem sei es gefährlich, es könnten noch Minen aus dem Krieg vergraben sein.

Elisa wundert sich über die plötzliche Gesprächigkeit des Mannes. „Und da fährt niemand hin, in dieses verminte Paradies?“, fragt sie

„Niemand“, sagt Mika. Seine Aufmerksamkeit ist jetzt auf Miriam gerichtet, die inzwischen herangekommen ist. Er mustert sie mit unverholener Neugierde.

„Was gibt’s?“, fragt sie ihre Mutter, den Mann keines



Blickes würdigend.

„Nichts Besonderes. Ist dir kalt, Miriam?“

„Vorhin, ja. Gehen wir!“ Ohne stehen zu bleiben, zieht Miriam ihren Trolley weiter. Elisa will ihr ebenfalls folgen, doch gelingt es ihr nicht, den jungen Mann einfach wortlos hier stehen zu lassen. Ihr Erschrecken der überraschenden Begegnung hat sich gelegt. Eine Spur Mitleid ist es, die Elisa für den jungen Mann verspürt, für dieses, ihrer Meinung nach, so ärmliche und zukunftslose Leben. Mit diesen Gedanken und der Meinung, der Anstand gebiete noch ein paar unverbindliche Worte, bleibt sie weiterhin bei dem Mann stehen. Er schaut Miriam nach. Gemächlich zieht sie ihren Trolley hinter sich her.

„Sie wohnen hier?“ fragt Elisa und denkt gleich, wie überflüssig doch ihre Frage sei. „Aber natürlich wohnen Sie hier!“, sagt sie rasch und schüttelt den Kopf ob ihrer Frage.

„Da drüben“, antwortet Mika und weist, ohne den Kopf zu wenden, mit seinem Stoppelbartkinn auf das allein stehende Haus mit dem Pultdach.

„Im Dorf gibt es Fremdenzimmer.“

„Ich habe im Hotel bereits reserviert“, sagt Elisa und wendet sich zum Gehen.

„Im Störtebeker Krug, ja? Dann sehen wir uns noch. Dort sind wir auch immer.“

Wir? Elisa will nicht fragen, wen er ausser sich noch meint. „Warten Sie!“, sagt sie und greift in das Seitenfach Ihres Koffers. Sie gibt dem Mann eine Lindt Double-Lait: „Etwas Süßes aus der Schweiz. Sie mögen doch

Schokolade?“

Mika schaut erstaunt auf die lila Schokoladetafel in seiner Hand.

Elisa nickt ihm zu und geht. Mika schaut ihr nach und wendet sich dann der Schokolade zu.

Den Störtebeker Krug hatte Elisa in einem Verzeichnis gefunden und telefonisch zwei Zimmer reserviert. Für eine oder zwei Nächte wird das schon in Ordnung sein, dachte sie, und sie hatte auch keine andere Wahl gehabt. Die Rückreise muss sie erst noch organisieren. Sie hofft, dass sie mit der Fähre nach Rügen oder Hiddensee fahren können und von dort mit dem Flugzeug nach Rostock, dann zurück nach Zürich. Für die Hinfahrt hatte sie sich für die Bahn entschieden, um die Kontrollen beim Check-in zu vermeiden. Ein kurzes Lachen erhellt ihr angestregtes, ernsthaftes Gesicht beim Gedanken daran, wie sich die Flughafenbeamten beim Durchleuchten ihres Gepäcks gewundert hätten!

Als Elisa Miriam eingeholt hat und erstmals zurück schaut, ist der junge Mann verschwunden.

„Was für ein Leben!“, sagt Elisa zu Miriam, „der Mann hat nicht gerade die besten Karten gezogen.“

„Haben wir etwa bessere gezogen?“ fragt Miriam.

„Ich bitte dich“, sagt Elisa entrüstet. „Sei froh, bist du nicht hier aufgewachsen! Wie soll einer in dieser Einöde und Abgeschlossenheit etwas aus sich machen?“

„Haben wir das etwa?“

„Wir haben viel aufgebaut. Papa hat sich einen Namen

gemacht, wir haben eine tolle Wohnung, wir können uns einiges leisten, wir sind sehr privilegiert, Miriam, vergiss das nicht! Papa hat sich aufgeopfert dafür.“

„Aufgeopfert!“, wiederholt Miriam, und ihre Stimme klingt nicht mehr ironisch wie zuvor, sondern verzweifelt. „Alle opfern sich für etwas auf: er sich für den Beruf und für sich selbst, du dich für ihn und ich – ja wofür soll ich mich aufopfern? Sag es mir!“ Bei den letzten Worten überschlägt sich ihre Stimme.

Elisa schweigt betroffen. Sie hat in letzter Zeit immer wieder Streit mit Miriam, selten aber endet er so heftig. Knatsch mit ihren Freunden hat sie, Elisa weiss es. Von ihrem Freund Gabor hat sie sich getrennt, das hat Elisa ebenfalls mitbekommen und auch sehr befürwortet, aber für Miriam war auch das wieder nicht recht. Im Moment scheint für sie nichts rund zu laufen.

Elisa hört nicht gern, dass sie sich für Michael aufgeopfert habe. Dreiunddreissig Jahre stand sie an seiner Seite. Sie hat sich nicht aufgeopfert, da übertreibt Miriam. Unterstützt hat sie ihn, und sie war für ihn da, wie sie nur konnte. Aber sie hat es mit Freude und mit Liebe getan, und es gab ihrem Leben Sinn. Es war selbstverständlich für sie, so wie es für sie jetzt selbstverständlich ist, Michaels letztem Wunsch gehorchend, diese Reise auf sich zu nehmen.

Schon sind sie bei den ersten Häusern des Dorfes angekommen, als ein Schuss die Stille zerstört.

„Das war der Mann“, sagt Elisa und bleibt stehen.

„Wenn er sich nur nichts angetan hat“, sagt sie besorgt.

„Du kommst auf Ideen!“ sagt Miriam vorwurfsvoll.

„Warum soll er sich umbringen? Er schiebt eine ruhige Kugel auf dieser Insel.“

„Eben: er hat keine Perspektive.“

„Dann hätte er sich schon längst erschiessen können“, sagt Miriam hart und ärgert sich über das Mitleid der Mutter.

„Glaubst du nicht, dass wir nachschauen sollten?“

„Jetzt hör' aber auf!“

Nachdem die Frau auf dem Weg zum Dorf Mika die Schokolade gegeben hatte und dann weitergegangen war, mit raschen Schritten, um ihre Tochter einzuholen, bleibt Mika noch eine Weile stehen und schaut den beiden nach. Ziemlich durcheinander fühlt er sich, denn allzu sehr überrascht hat ihn die Schokolade aus heiterem Himmel und auch die junge Frau, die ihm wunderschön erschien, die ihn aber so ganz und gar nicht beachtet hat, als wäre er nichts anderes als nur Luft. Er öffnet die Schokolade und bricht sich ein Stück davon ab. Langsam geht er von der Küstenstrasse zurück zum Strand. Zu Zeiten des Nationalsozialismus stand hier eine militärische Anlage, die nach

dem Krieg von den russischen Besatzern gesprengt und vom Zahn der Zeit geschliffen wurde. Kahle Mauern, zu nichts mehr nütze, stehen vereinzelt herum. Ein einziger überdeckter Raum ist einigermaßen erhalten geblieben. Er ist auf drei Seiten geschlossen und zum Meer hin auf der ganzen Breite offen. Hier hat Mika sein Boot festgebunden. Ein paar Benzinkanister stehen herum und einige Kisten mit alten Metallgegenständen und Teilen verbrauchter Munition. Schalen weisser Sandklaffmuscheln und schwarzer Miesmuscheln liegen um eine erkaltete Feuerstelle. Es sind die Reste gelegentlicher Mahlzeiten, die Mika am offenen Feuer für sich zubereitet hatte.

Mika legt sich auf den Rücken und schaut in den Himmel. Die Schokoladetafel hat er offen auf seine Brust gelegt. Stück um Stück bricht er sich ab und steckt es sich in den Mund. Eine dünne, vom Wind in die Länge gezogene und zerzauste Wolke zieht langsam vor dem noch dämmrigen Himmel über ihm vorbei.

„Das Mädchen gefällt dir, nicht wahr?“, sagt die Wolke.

„Es gibt schönere“, antwortet Mika ausweichend.

„Das glaubst du selber nicht. Du bist scharf auf sie, du fährst total auf sie ab.“

„Und wenn schon!“ Den Wolken gegenüber kann er es zugeben. Die Wolken sind seine Freunde, vor ihnen braucht er keine Geheimnisse zu haben.

„Sie wohnt bei euch im Gasthaus“, sagt die Wolke. „Geh hin und sag es ihr!“

„Pah!“ Mika schliesst die Augen, damit die Wolke

schweigen muss. Und wieder steckt er sich ein Stück Schokolade in den Mund.

Sie hätte ihn wenigsten anschauen können, denkt er, ganz kurz nur. Ein einziger Blick hätte genügt, um ihm nicht dieses schale Gefühl zu geben, für sie nur Luft zu sein, nur ein Nichts, ein übersehbares Nichts.

Mika öffnet die Augen.

„Vielleicht ist sie zu scheu, um dich anzusehen“, sagt die Wolke. „Du schaust den Leuten ja auch nicht in die Augen.“

Scheu wäre nicht übel, denkt Mika. Scheu ist schön. „Das kann nicht sein“, sagt er. „Hochnäsiger, wie ein Generalmajor bei der Militärparade ist sie an mir vorbeimarschiert.“

„Und wenn das alles nur Fassade war?“, fragt die Wolke und ballt sich zu einem Fetzenknäuel zusammen. „Wenn sie das absichtlich getan hat, um dich aus dem Busch zu klopfen?“

Mika erinnert sich, dass die Alte die Junge mit Miriam angesprochen hatte. Er sagt den Namen ein paar Mal leise vor sich hin und lauscht seinem Klang. Weich und sanft dünkt er ihn, unbestimmt, wie die Atmosphäre bei Windstille und irgendwie süß, wie die Schokolade auf seiner Zunge. Der Name seiner Mutter klingt härter: Mareike. Auch sein eigener Name hat in der letzten Silbe diesen harten Konsonanten, der an den Klang der Wellen erinnert, wenn sie an die Planken seines Bootes schlagen.

„Miriam“, sagt die Wolke mit lang gedehnten Vokalen und zerfließt dabei in ein zartes, formloses Gebilde, das

sich sanft in Mikas Herz einschmeichelt.

Fünf Enten fliegen unter der Wolke durch und lassen sich unweit von Mika nieder. Er setzt sich auf, schiebt sich das letzte Stück Schokolade in den Mund und entsichert seine Flinte. Er zielt nur ganz kurz und drückt ab. Die Enten flattern hoch – eine bleibt liegen. Mika hebt sie auf und geht nach Hause.

Mareike erwartet ihn schon lange. Vom Fenster ihres Schlafzimmers aus sieht ihn kommen und geht ihm bis zur Tür entgegen, bevor er sich in sein Zimmer zurückziehen und womöglich einschliessen kann. Das tut er, wenn er nicht gestört werden will. Also sehr oft, denn Mika fühlt sich sehr häufig gestört. Er ist gern für sich – am Strand, drüben auf den Vogelfelsen oder in seinem abgeschlossenen Zimmer. Früher war sein Zimmer doppelt so gross. Er hat eine Trennwand mit Türe hineingebaut und zwei Räume daraus gemacht. Jetzt hat er ein Schlafzimmer und einen Werkraum, sein Atelier.

„Ich weiss“, ruft er, noch bevor seine Mutter etwas sagen kann. „Ich bringe das schon in Ordnung!“

Damit gibt sich Mareike aber nicht zufrieden. Auch die noch warme Stockente, die ihr Mika überreicht und die sie nachher in den Störtebeker Krug bringen, und dort gleich rupfen und ausnehmen wird, kann sie nicht besänftigen. Während Mika den Kranich aus der Badewanne hebt und ihn, eine neue Blutspur hinterlassend, durch Flur und Zimmer in sein Atelier trägt, schimpft Mareike auf ihn ein, was nur selten vorkommt. Sie ist nicht nur wütend auf ihn,

sie ist auch besorgt um ihn. Zudem haben Kraniche für sie eine besondere Bedeutung. Mit ihrem Flug in den Süden und ihrer Rückkehr nach Deegland waren Kraniche für Mareike eine Art Sinnbild für Michis Kommen und Gehen geworden.

„Till hat dich gesehen“, sagt Mareike. Was wirst du machen, wenn er dich anzeigt?“

„Es ist ein Auftrag“, versucht sich Mika zu rechtfertigen. „Der Mann, der die Ringelgans gekauft hat, will auch einen Kranich.“

„Das entschuldigt nichts“, sagt Mareike. „Hat er die Gans überhaupt bezahlt?“

Mika schüttelt den Kopf. „Noch nicht, aber das kommt sicher noch.“

„Till hat noch mehr gesagt: du hättest dich gross aufgespielt, einen Menschen ausstopfen zu wollen. Was soll das?“

„Von einem Menschen habe ich, glaub’ ich, nichts gesagt... Von einer Katze, vielleicht. Ich finde, wir sollten Lenin ausstopfen.“

Lenin heisst der rote Kater im Störtebeker Krug. Ein Prachtstier.

„Mika!“ fährt Mareike ihn wütend an.

„Ich dachte bloss“, sagt Mika und tritt einen Schritt zurück, „man muss ihn präparieren, solange er gut aussieht. Mit abgefucktem Fell macht’s keinen Sinn mehr.“

„Hör auf damit!“ Mareike streckt ihm drohend ihren Zeigefinger entgegen. Mehr als dies kann sie nicht tun. Sie



wüsste nicht, womit sie ihm drohen könnte.

Mika antwortet mit lautem Lachen, das die Grenze zwischen Ernst und Spass verwischt. Dann duckt er sich, ringt seine Hände und hält den Kopf schräg, wie er es immer macht, wenn er seine Mutter für etwas gewinnen will. „Der Boden ist versaut. Das Bad auch. Könntest du...?“ Mika deutet mit seiner Körperhaltung gleich zwei Dinge unmissverständlich an: dass es ihm leid tue und er jetzt ganz dringend in sein Zimmer verschwinden möchte.

Mareike lässt einen lauten, seufzenden Atemzug hören, der kapitulierende Zustimmung ausdrückt. Es ist ihr lieber so. Nimmt sie selber Wasserkessel und Putzlappen zur Hand, dann kann sie wenigstens sicher sein, dass alles wieder sauber ist. Auf Mika ist kaum Verlass. Sorgfalt zeigt er nur dann, wenn ihm eine Arbeit Spass macht. Da gibt es ausser dem Präparieren seiner Jagdtrophäen und der Pflege seiner Waffen kaum etwas anderes. Mit seinem Interesse an Anatomie und seinem Handgeschick beim Präparieren hätte er das Zeug zum Arzt oder Tierarzt. Aber was soll's! Dieser Zug ist nicht nur längst abgefahren, er ist hier gar nie vorbeigekommen.

Mika verzieht sich in sein Atelier. Er breitet eine grosse, blaue Plastikdecke auf dem Boden aus und legt den Kranich darauf. Nachdem er den Vogel gedreht und gewendet und mit kritischem Blick begutachtet hat, beginnt er, ihn zu vermessen. Zwei Meter dreissig beträgt die Spannweite. Er notiert alle Masse auf einen Zettel. Nach einigen weiteren Vorbereitungen beginnt er mit dem

Abziehen der Haut. Den ersten Schnitt führt er vom Gabelbein mit einem scharfen Messer über die Bauchdecke bis fast zur Kloake. Er geht dabei mit grosser Achtsamkeit vor, um die Muskelschicht nicht zu durchtrennen. Sorgfältig löst er die Haut vom Fleischkörper bis zu den Kniegelenken, die er heraushebt und mit einer Zange durchtrennt. Mika ist mit voller Aufmerksamkeit bei seiner Arbeit. Geschickt geht er mit Messer, Zangen und Pinzetten um, und mit der Sorgfalt eines Chirurgen durchtrennt er Wirbel- und Schultergelenke, löst den Oberarmkopf aus dem Gelenk und entfernt die Augäpfel, vorsichtig darauf achtend, die zarten Lider nicht zu verletzen.

Er war dreizehn, als er seine ersten Präparate herstellte. Mäuse und Ratten gingen Fischen und Vögeln voran. Er lernte an alten Präparaten, die er aufschnitt und die Herstellung rekonstruierte. In einer Zeitschrift fand er einen Bericht über das Präparieren mit ein paar wichtigen Hinweisen, vor allem aber war es Learning by Doing. Misslungene Präparate zerstört er auf der Stelle. Die andern verschenkt er oder er verkauft sie zu einem geringen Preis. Im Sommer stellt er manchmal Präparate zum Verkauf im Störtebeker Krug aus. Käufer zu finden ist schwierig, und nicht selten wollten die Käufer die Präparate nach Hause geschickt bekommen, was immer mit riesigem Aufwand für Verpackung und Transport verbunden ist. So wie Mika die Preise kalkuliert, wird er es mit diesem Handel nie weit bringen – was auch nicht in seiner Absicht liegt.

Das Hotel, ein altes Fachwerkhaus, steht am Marktplatz, gegenüber der Kirche. Es ist fein säuberlich herausgeputzt. Kistchen voller Hängegeranien schmücken die Fenstersimse. Die eichenen Pfosten und Streben sind frisch mit dunkelroter Farbe gestrichen, die Mauerflächen sind weiss und glatt verputzt. ‚Störtebeker Krug‘ steht auf dem verschnörkelten, schmiedeisernen Gebilde, das über dem noch verschlossenen Eingang hängt. Der grosser Bierhumpen in der filigran geschmiedeten Mandorla erweist dem Namen des Gasthofes alle Ehre: Einen Vierliter-Krug soll der legendäre Freibeuter Störtebeker jeweils in einem Zug, ganz ohne abzusetzen, sich hinter die Binde gekippt haben. So will es die Überlieferung. Wer's glaubt, zahlt die Zeche! Neben dem Eingang, auf einem im Laufe vieler Jahre dunkel gewordenen Messing-schild, steht geschrieben: ‚Herzlich Willkommen!‘ und darunter: ‚Familie Wulf‘.

Zweimal hat Elisa bereits die Klingel gedrückt. Ein roter Kater von imposanter Grösse und ebensolcher Fülle kommt, die beiden Frauen nicht beachtend, um die Hausecke, setzt sich vor Elisas Füsse und fixiert die Türklinke.

Elisabeth tritt einen halben Schritt zurück. „Wir hätten

vielleicht Flohpuder mitnehmen müssen“, sagt sie.

„Katzenflöhe gehen nicht auf den Menschen“, sagt Miriam.

„Und deine Katzenhaarallergie?“ Elisa klingelt zum dritten Mal.

„Ich werde es überstehen“, sagt Miriam. Sie sitzt auf einen der Gartenstühle vor dem Haus und hat die Beine ausstreckt, als wolle sie noch eine Runde weiter schlafen. „Ob die überhaupt offen haben, ist eine andere Frage“, sagt sie und scheint einige unliebsame Überraschungen zu erwarten.

„Aber sicher haben die offen, wie hätte ich sonst reservieren können“, sagt Elisa und klopft mit dem Zeigefinger auf das gelbe, gerillte Glas in der Tür, in der schliesslich ein Schlüssel gedreht wird. Die Tür wird aufgestossen.

„Die Damen zuerst“, sagt der Wirt, aber der Kater drängt als erster hinein. Der Wirt, Augustin Wulf, ein mächtiger Kerl mit Zwirbelbart, nicht minder gepflegt als der von Kaiser Wilhelm, schaut auf Elisa hinunter und murmelt ein paar entschuldigende Worte. Ganz offensichtlich hat sie den Bruder des Sturmmöwen-Käpt'ns vor sich: dieselbe Postur, derselbe Schnauzbar, aber trotz aller Ähnlichkeit viel weichere Gesichtszüge. Im Gegensatz zur verwegenen Abenteuerlichkeit des Käpt'ns wirkt der Störtebeker-Wirt etwas unterwürfig und resigniert und zu diesem Zeitpunkt auch noch ziemlich verschlafen.

„Wir haben reserviert“, sagt Elisa, „gäbe es einen etwas

gescheiteren Fahrplan, dann hätten wir Sie nicht zu wecken brauchen.“

„Keine Ursache“, sagt der Wirt und bittet seine Gäste herein. „Es ist gestern sehr spät geworden!“ Er reibt sich die Augen. Dann ergreift er Elisas Koffer und hält ihr die Hand hin, um ihr auch den Rucksack abzunehmen, aber Elisa winkt energisch ab.

„Machen Sie sich nicht den Rücken kaputt, gute Frau“, sagt der Wirt, „der sieht sehr schwer aus.“

Elisa legt ihre Stirne in Falten. ‚Gute Frau‘, das hat ihr gerade noch gefehlt!

„Ich geh’ gleich voraus“, sagt der Wirt. Er steigt, in der einen Hand Elisas Koffer, in der andern Miriams Trolley, den beiden Frauen voraus, die Treppe hoch, vorbei an Strohlumengestecken und ausgestopften Vögeln. Beinahe stolpert er über den roten Kater. Lang hingestreckt liegt er auf einer der Treppenstufen.

„Lenin, mach dass du wegstommst!“ ruft der Wirt, aber Kater Lenin lässt sich nicht vertreiben.

„Ein ungewohnter Name für einen Kater“, sagt Elisa.

„Eigentlich heisst er Moritz“, sagt der Wirt. „Lenin ist sein Pseudonym.“ Beinahe entschuldigend fügt er bei: „Für Wladimir Iljitsch Uljanow war Lenin ja auch nur ein Pseudonym.“

„Ja, natürlich“, sagt Elisa, gewusst aber hatte sie das nicht.

Die beiden Zimmer sind im ersten Stock.

„Du kannst wählen“, sagt Miriam, „willst du das Zimmer

auf die Hinterseite? Da ist es vielleicht ruhiger.“

„Hier ist nichts los, in der Nacht“, sagt der Wirt, „es ist auf beiden Seiten sehr ruhig.“

„Ruhig wie in einem Aquarium“, sagt Elisa und blickt auf den präparierten Fischkopf an der Wand. „Mir ist egal, welches Zimmer, es ist ja doch nur für zwei bis drei Nächte.“

„Hattest du nicht gesagt, dass wir nur eine Nacht hier bleiben?“, fragt Miriam vorwurfsvoll und entscheidet sich für das Zimmer auf den Platz hinaus.

„Sie wollen morgen schon wieder gehen?“ fragt der Wirt. „Es gibt nur das Postschiff am frühen Morgen und am Mittag die Fähre nach Rügen. Zugegeben, viel gibt es hier nicht zu sehen, aber erholen kann man sich hier trotzdem gut – oder gerade deswegen“, fügt er lächelnd bei. „Wenn ich jetzt noch um Ihre Personalien bitten dürfte – ich erwarte Sie unten.“

„Jetzt gleich?“, fragt Elisa.

„Warum auch nicht? Dann hat alles seine Ordnung.“ Der Wirt geht wieder nach unten.

„Nein“, sagt Miriam, „das Zimmer nach vorn will ich nun doch nicht – es sei denn, wir schaffen diesen Fischkopf hinaus.“ Sie betrachtet den grossen Kopf eines Hechtes, der auf ein lackiertes Holzbrett befestigt, an der Wand hängt. Sein Maul ist weit aufgerissen und gibt den Blick in den Rachen frei. Im Dunkel der gläsern glotzenden Augen spiegelt sich das Fensterkreuz. Spitze Zähne von ungleicher Länge säumen die Kiefer. Wie ein grün schim-

mernder Fächer begrenzen die Kieferdeckel auf beiden Seiten den Kopf, an dessen Seite die beiden Brustflossen dürre nach hinten hängen. Eine braune Kordel verdeckt die Berührung von Fischkopf und Holzplatte.

„Lassen wir ihn hier, mich stört er nicht“, sagt Elisa. Mit einem leisen Ächzen, gefolgt von einem aufatmenden Seufzer zieht sie den Rucksack von ihrem Rücken und legt ihn sorgfältig auf das Bett. Stumm betrachtet sie den unförmigen, mit Riemen und Schnallen bestückten Sack.

„Bis später – jute Frau!“ sagt Miriam zu ihrer Mutter und lacht. Sie zieht ihren Trolley in ihr Zimmer auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs. Dort setzt sie sich als erstes auf die Bettkante und schreibt eine SMS. Dann schliesst sie die Augen, um diesem fremden Zimmer in diesem fremden Dorf auf dieser fremden Insel zu entfliehen. Es gelingt ihr nicht. Der dumpfe Geruch alter Möbel und Teppiche hat sich in ihrer Nase festgesetzt, sie wird ihn nicht mehr los.

Für eine Weile steht Elisa, als ihre Tochter sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, in Gedanken versunken, neben dem Bett. Es ist ein Doppelbett mit zwei Kopfkissen und einem über die ganze Breite gespannten Leintuch,

darüber eine blaue, einst flauschige, im Laufe der Jahre etwas hart und steif gewordenen Wolldecke. Elisa legt den Rucksack bedächtig, fast liebevoll auf eines der beiden Betten, und noch bevor sie ihren Koffer auspackt, lässt sie sich erschöpft auf die andere Betthälfte fallen, streckt sich auf dem Rücken aus und schiebt das Kopfkissen weg, um flach mit dem Kopf aufliegen zu können. Die Bilder der vergangenen Woche drängen sich vor ihren Augen.

Sie hat alles so gemacht, wie Michael es gewünscht hatte. Nein, gewünscht ist nicht das treffende Wort. Sie hat es so gemacht, wie er es angeordnet hatte, Punkt für Punkt, schriftlich fixiert, wie die Paragraphen in einem Gesetzbuch:

Die Gestaltung der Todesanzeige, die Liste der Zeitungen, in denen sie erscheinen soll, der Text, den sie enthalten soll, ja selbst die Grösse hatte er vorgegeben. Dazu die Liste aller, die eine gedruckte Anzeige erhalten mussten, nicht schwarz gerändert wie gewohnt, sondern mit feinem, grauem Rahmen, gedruckt auf Büttenpapier, auf industriell gefertigtem Büttenpapier mit gestanztem, imitiertem Büttenrand - diese Konzession hat er eingeräumt. Adresse um Adresse hat sie geschrieben, bis ihr der Füller aus der Hand fiel. Auch den Rahmen der Trauerfeierlichkeiten im Saal des Zunfthauses legte er fest, die Namen der Redner, die Reihenfolge ihrer Ansprachen und die Musikstücke, mit denen das kleine Kammerorchester besinnliche Akzente setzen musste. Vielleicht war es gut, so viel organisieren zu müssen und



so die Zeit der Trauer noch etwas aufzuschieben. Anders, so denkt Elisa, hätte sie diesem regelrechten Ansturm von Beileid kaum standhalten können, diesem betont wohlwollenden Händeschütteln diesen Umarmungen, diesem Schwall sorgfältig ausgewählter mitfühlender Worte, unter dem sie sicherlich erstickt wäre, hätte sie ihnen ihr Herz nicht verschlossen. Doch auch jetzt, zwei Wochen nach Michaels Tod, Hunderte von Kilometern von zu Hause entfernt, in diesem Hotelzimmer, will sich die Ruhe nicht finden lassen. Noch immer drehen sich ihre Gedanken um die nutzlose Frage, ob sie wohl alles richtig gemacht habe, ob sie nicht doch dieses oder jenes hätte besser machen können, und ob sie da nicht noch einiges unachtsam vergessen haben könnte – unabhängig von dem Einen, das es hier, auf der Insel für sie noch zu tun gibt.

Wenn Elisa die Augen öffnet, fällt ihr Blick auf den Fischkopf, der über dem Bett an der Wand hängt. ‚Ichtos‘, denkt sie, der Fisch: erstes Erkennungszeichen der frühen Christen. Der tote Hecht anstelle eines Kruzifixes? Wieder leuchtet auf ihrem Gesicht ein Lächeln auf. Sie liebt solche gedanklichen Seitensprünge und tadelt sich zugleich dafür. Doch sie setzen der grauen Strenge ihres Alltags farbige Tupfen entgegen. Seit dem Tod von Michael vor zwei Wochen hat sie allerdings Mühe, sich solche Eskapaden zu verzeihen, sie passen nicht zur Trauer. Überhaupt ist diese Trauer ganz und gar nicht so, wie sie es sich wünscht. Wo ist der Schmerz, dieser unendlich tiefe, im

Herzen brennende Schmerz, der zu einem solchen Abschied gehört? Elisa legt sich die Hand auf die Brust. Hier müsste das Herz sein, gebrochen, brennend, schreiend, blutend. Aber nichts ist zu spüren. Nur eine fröstelnde Kälte nimmt sie wahr, nicht wissend, ob sie von aussen oder von innen kommt.

Miriam klopft an die Tür und stösst sie spaltbreit auf: „Schläfst du?“

„Ach ja, wir sollten uns noch anmelden“, sagt Elisa und richtet sich auf. Der Mann wartet auf uns.“

„Soll er doch warten“, sagt Miriam. „Das Einchecken läuft uns nicht davon. Wie kannst du nur unter diesem Fischkopf liegen, der ist echt widerlich.“

„Es gibt Schlimmeres.“

„Es gibt immer etwas, das schlimmer ist. Du brauchst es trotzdem nicht zu ertragen.“ Etwas leiser, fast beiläufig, aber spitz fügt sie bei: „Ertragen bist du ja gewohnt.“

Elisa geht nicht auf Miriams Bemerkung ein. „Du hast doch auch etwas Ausgestopftes im Zimmer“, sagt sie.

„Einen Vogel. Ich habe ihn ganz nach hinten auf dem Schrank verstaut. Eine junge Lachmöwe, jedenfalls steht's auf dem Sockel. Die hat nicht lange zu lachen gehabt.“

„Miriam..!“

„Ja, ja. Keine solchen Witze jetzt, ich weiss. Aber wenn er sehen könnte, was wir seinetwegen hier alles auf uns nehmen – Michael würde sich amüsieren.“

Elisa betrachtet ihre Tochter irritiert. Seit Beginn ihrer Reise hierher hat Miriam begonnen, statt von ihrem Papa

zu reden, ihren Vater bei seinem Vornamen zu nennen.

„Michael..? Ist er plötzlich nicht mehr dein Papa?“

„War er das jemals wirklich?“

Elisas Blick wendet sich zum Fenster.

„Stört es dich, wenn ich ihn so nenne?“

„Das habe ich nicht gesagt. Es ist ungewöhnlich. Übrigens“, Elisa wechselt das Thema, „übrigens sei es verboten, die Vogelfelsen zu betreten. Das hat der Bursche am Strand gesagt.“

„Was hat der schon zu sagen!“

„Hast du seine Augen gesehen? Die gleichen Augen wie Papa.“

„Was soll jetzt dieser Vergleich!“

Elisa zuckt mit den Schultern. „Mich erinnert so vieles an ihn. Mir scheint, das ist doch gut so. Ich höre ihn neben mir hergehen. Ich denke, die Tür geht gleich auf und er steht da. Ich zwingen mich, nicht auch für ihn einzukaufen. Ich will ihn etwas fragen und merke, dass er gar nicht mehr da ist. Dreiunddreissig Jahre verheiratet – das ist eine lange Zeit.“ Ein schwerer Atemzug, dann gibt sie sich einen Ruck: „Gehen wir!“ Sie schlüpft in ihre Schuhe und hängt sich den Rucksack wieder über die Schultern.

„Muss der mit?“, fragt Miriam, erhält aber keine Antwort.

Der Wirt reibt sich die hochstrebenden Spitzen seines Schnurrbartes zwischen den Fingern, während er aufmerksam die von den beiden Frauen ausgefüllten Anmeldepapiere liest.

„Hm, Mutter und Tochter“, sagt er. „Aus Zürich. Wundervoll.“

Elisa fragt sich, ob er auch „wundervoll“ gesagt hätte, wären sie aus Olten oder Sumiswald gekommen. „Sie kennen Zürich?“

„Nur von Fotos. Die Berge und die alte Holzbrücke.“

„Sie meinen Luzern?“

Der Wirt zuckt mit den Schultern und lächelt. „Das ist wohl nicht dasselbe? Man hört hier nicht viel aus der Schweiz, und Schweizer Gäste sind selten. Bis Mitte Juni ist hier sowieso nichts los. Ich hoffe, Sie hatten eine gute Reise.“

„Vor allem eine lange Reise hatten wir“, sagt Elisa. „Erst den ganzen Tag im Zug, dann die ganze Nacht auf dem Schiff. Aber Hauptsache, wir sind jetzt hier.“

„Mit der Bahn sind Sie gekommen?“ Der Wirt schaut Elisa bedauernd an. „Ich hatte Gäste, die zahlten für den Flieger weniger als für die Bahn. Verrückt, wie sich die Zeiten geändert haben!“ Es klingt, als würde er den vergangenen Tagen nachtrauern. Hinter ihm an der Wand hängen ein paar nostalgische Fotos. „Ja, ja, die alten Zeiten“, sagt der Wirt, wie er sieht, dass Elisa die Fotos

betrachtet. Er zeigt auf eines der alten Lichtbilder in goldenem Rahmen: „Das hier ist Zuckmayer – mit persönlicher Widmung. Und hier Lion Feuchtwanger, vor dem Gasthaus abgelichtet. Und das ist Gründgens, auch mit Original-Unterschrift.“

„Was für ein Renommee“, sagt Elisa halb anerkennend, halb amüsiert.

„Diese Zeiten sind vorbei“, meint der Wirt, und seine Stimme, eben noch voller Stolz, verliert an Klang.

„Wir möchten auf die Vogelfelsen“, sagt Elisa. „Wie kommen wir hin?“

„Die Vogelfelsen?“ Der Wirt reibt sich das Kinn. „Da muss ich Sie enttäuschen. Es ist verboten, das Naturreservat zu betreten. Viel gibt's allerdings nicht zu sehen: Orchideen vor allem, darum das Verbot.“

„Nicht der Vögel wegen?“

Der Wirt lächelt freundlich. „Der Name ist irreführend, es ist ein Pflanzenreservat mit vielen seltenen wild wachsenden Orchideen. Nein, Vögel hat es nicht mehr und nicht andere als hier auch.“ Er wirft einen Blick auf Miriams Fototasche. „Falls Sie Vögel knipsen wollen, kommen Sie hier genauso auf Ihre Rechnung.“

Miriam lächelt säuerlich und geht zur Tür.

„Dass ich es nicht vergesse“, sagt der Wirt: „Bis elf sollte ich wissen, ob Sie zu Mittag bei mir essen wollen. Ich könnte Ihnen zarte Entenbrust empfehlen.“ Schnalzend schürzt er seine Lippen und kneift die Augen zu engen Spalten zusammen, als hätte er eben von seiner

Empfehlung gekostet.

„Wir werden sehen“, sagt Elisa.

„Noch eine kleine Frage, bitte“, sagt der Wirt rasch. „In der Schweiz gibt es gute Arbeitsplätze, nicht wahr? Junge Leute finden da immer etwas?“

„Nicht mehr so wie früher“, sagt Elisa. „Die Zeiten sind schwieriger geworden, die Wirtschaftskrise hat auch bei uns nicht Halt gemacht. Weshalb fragen Sie?“

„Ach nur so“, sagt der Wirt. „Dann wünsche ich Ihnen nun einen schönen Aufenthalt auf Deegland. Falls Sie etwas brauchen: Mareike – sie kommt etwas später – und ich sind gerne für Sie da.“

Vor dem Gasthaus kann Miriam nicht länger an sich halten: „Vögel knipsen, Entenbrust zum Mittagessen – ein unmöglicher Kerl! Und am Ende sollen wir für ihn noch die Stellenvermittlung spielen!“

Die Luft ist kalt. Ein feiner Nebelhauch begleitet ihre Worte.

„Woher soll er wissen, dass du Fotografie studierst und Fleisch nicht magst? Und Arbeit suchen viele bei uns.“

„Lass dich bloss nicht darauf ein!“, sagt Miriam und fügt dann, wie nebensächlich bei: „Mit dem Studium ist nichts mehr.“

„Das ist noch nicht ausdiskutiert“, sagt Elisa trocken.

„Das ist ausdiskutiert.“, antwortet Miriam ebenso.

Die beiden schlendern auf den grossen Platz hinaus, auf die gegenüber liegende Kirche zu. Der Dorfplatz ist ein grosses, eine Stufe tiefer gesetztes Quadrat, mit steinigem

Naturboden, von sicher hundert Metern Seitenlänge. Darum herum, die Häuser entlang, ist der Boden asphaltiert. Aus Spargründen so konzipiert, gibt dies dem Platz dennoch eine interessante Gestaltung, die Miriam zu ein paar Fotos inspiriert.

„Ich bin froh, wenn wir wieder zu Hause sind“, sagt Miriam. „Es ist zum Erfrieren kalt. Nein, hier gefällt es mir überhaupt nicht. Wie in aller Welt ist Michael bloss auf diesen Ort gekommen? Und dann erst noch auf diese Vogelfelsen, die man nicht einmal betreten darf. Es muss doch einen Grund geben? Vielleicht hat er hier eine Geliebte gehabt.“

„Schäme dich, so von deinem Vater zu reden!“ entrüstet sich Elisa. „Er war in seinem Leben erfolgreich und dauernd mit Menschen zusammen. Er hat sich nach Ruhe gesehnt, die er hier haben wird. Das ist eine ruhige Insel, ein Ort, wo praktisch niemand hinkommt, das ist der Grund.“ Für Elisa ist das eine plausible Erklärung. Nie hatte Michael die Insel und überhaupt diese Gegend erwähnt. Elisa wusste alles von ihm. Wäre er vor ihrer Heirat hier gewesen, er hätte davon erzählt. Vogelfelsen – das klingt interessant, aber Gefiedertes hatte ihn nie interessiert. Und Orchideen auch nicht. Elisa muss lachen, wenn sie sich vorstellt: Michael mit Feldstecher auf Vogelpirsch oder mit Botanisierbüchse und Lupe auf Orchideensuche. Er hatte wenig übrig für die Schönheiten der Natur. Gerne hätte Elisa ein Haus mit Garten gehabt, doch Michael wollte eine Wohnung mit Terrasse, weil das weniger zu tun gibt. Er

hatte Recht. Jetzt ist Elisa auch selber froh, keinen Rasen mähen zu müssen, keine Beete zum Umstechen und keine Büsche zum Schneiden zu haben. Sie bleibt stehen und streckt ihren Rücken durch. Schwer hängt ihr der Rucksack von den Schultern.

Von Osten klettert die Sonne über die Dächer und teilt den Platz zwischen dem Störtebeker Krug und der Kirche in eine helle und eine düstere Seite. Der Platz ist, verglichen mit den schmalen Gässchen zwischen den Häusern, riesig. Gelb leuchten die Abfallsäcke, die – wie Pilze aus dem Boden geschossen – vor den Hauseingängen stehen. ‚Danke!‘ steht auf jedem der Säcke, in grossen, schwarzen Lettern. ‚Danke! Danke! Danke!‘

Vorgestern erst hat Elisa die allerletzten Danksagungen bei der Post im Hauptbahnhof in den Briefkasten geworfen. „Danke für Ihre freundlichen und tröstenden Worte. Danke für Ihre Anteilnahme, die mich tief gerührt hat. Danke für Ihre Versicherung, meinen lieben Mann stets in achtungsvoller Erinnerung zu behalten.“

Danke! Danke! Danke! Gelb leuchtende, prall gestopfte Säcke voller Müll. Erst am frühen Morgen werden sie auf die Strasse gestellt, damit die Möwen sie nicht zerfetzen.

„Wenn wir nicht auf die Vogelfelsen können“, sagt Miriam, „dann tut es der Strand hier doch auch.“

„Papa hat sich explizit die Vogelfelsen ausgesucht, ich kann es nicht ändern!“, sagt Elisa ungeduldig.

„Explizit...“, wiederholt Miriam und denkt, dass dies



auch wieder so ein Ausdruck von Vater ist. Er liebte solche grossmundigen Wörter, die er unfehlbar wie amtliche Stempel oder ärztliche Diagnosen zu verwenden pflegte, und mit denen er implizit, ja implizit zu wissen gab, dass er keinerlei Widerrede dulde. Aus dem Mund der Mutter aber klingen sie fremd, wie aus zweiter Hand. Vaters Sprachrohr war sie schon immer.

„Ausserdem muss ich erst den Flug noch buchen...“, sagt Elisa etwas unsicher.

„Du hast noch nicht...?“ Miriams Stimme klingt gequält und vorwurfsvoll zugleich.

„Es ist beschämend, dass wir uns dauernd wegen solcher Kleinigkeiten streiten.“

„Aber die Vogelfelsen kannst du vergessen, das hast du doch selbst gehört.“ In Miriams Stimme schwingt ein triumphierender Ton mit. Sie fand diese ganze Aktion von Anfang an übertrieben und sinnlos. Dennoch wollte sie ihre Mutter nicht alleine fahren lassen.

Die Kirche ist ein kleiner, achteckiger Backsteinbau mit einem Holztürmchen auf dem Dachfirst, das ebenso hoch ist, wie das Kirchlein selbst. Die Kassettenüre der Kirche ist sehr gross für das kleine Gotteshaus, und gar grell ist der helle, türkisfarbene Anstrich der drei dunkelgrün eingerahmten Kassetten auf jedem der beiden Flügel. Das Türkis, an die eisige Kälte von Gletscherspalten erinnernd, wirkt an einem kalten Morgen wie diesem, besonders kühl und abweisend. Miriam bleibt draussen, während ihre Mutter die Tür aufstösst und in die Kirche tritt.

Miriam holt ihr Handy hervor und schreibt mit klammkalten Fingern eine SMS. Dann steckt sie das Kopfhörerkabel in ihr Handy und stopft sich die Lautsprecherknöpfe in die Ohren. Kelly Clarkson: „You think I'm stupid, but the truth is, that it's cupid...“ Miriam hat die Lautstärke so hoch eingestellt, dass die Musik, hell rauschend und arg verzerrt, auch um sie herum noch zu hören ist. Sie betritt die Kirche. Durch die grossen Rundbogenfenster flutet viel Helligkeit in den Raum. Fast blendend wird das Licht der Sonne von den weissen Stuckaturen neben dem Altar zurückgeworfen. Alles wirkt sehr hell in dem Raum, selbst die Holzbänke sind weiss gestrichen. Ausser Miriam und ihrer Mutter, die sich auf eine der Bänke gesetzt hat, ist niemand in der Kirche.

„Ssst..!“, macht die Mutter und gibt Miriam ein Zeichen, dass sie ihre Musik leiser einstellen soll. In hartem Kontrast hebt sie sich in ihrer dunklen Kleidung von allem Übrigen ab, ein Fremdkörper gleichsam und lebloser wirkend als die bunten Blumenmuster an den Wänden, die mit Gold verzierten Schnörkel und Voluten an Säulen, Kanzel und Altar und lebloser als der bemalte, eineinhalb Meter grosse Taufengel, der mit ausgebreiteten Flügeln an eiserner Kette von der Decke hängt.

Miriam packt ihre digitale Spiegelreflexkamera aus der Fototasche und hantiert an den Einstellungen. Sie zoomt die Mutter heran, knipst, wechselt den Standort, ändert die Einstellung, kniet nieder, lehnt sich über die vorderste Bankreihe, zoomt und schießt dutzende von Bildern von

dieser Frau, die ihr im Augenblick völlig fremd erscheint, verstärkt noch durch den Blick durch die Kamera. Eine Frau, eher eine Dame ist sie, von gewählter Eleganz, mit kastanienbraun gefärbtem Haar, das zurückgekämmt die glatte Stirne frei hält. Das gepflegte Gesicht verrät den wöchentlichen Besuch im Kosmetikstudio. Dennoch wirkt es angespannt und drückt eine von Selbstdisziplin geprägte Härte aus, die durch betonte Freundlichkeit in den Hintergrund tritt.

„Ich geh’ schon mal hinaus“, sagt die Dame, die ihre Mutter ist. „Ich warte draussen auf dich.“

Miriam bleibt allein zurück. Sie fotografiert den hölzernen Taufengel, der auf Augenhöhe über dem Boden schwebt. Selbst seine Tunika scheint ihn schwerelos zu umhüllen, nur die Taufschale hält er mit kräftigem Griff, als fürchte er, sie könnte zu Boden fallen und das kostbare Nass über die roten Fliesen verschütten. Kräftig sind auch seine ganze Gestalt, der breite Nacken und der markant männliche, mehr athletisch als engelhaft auf kurzem Hals sitzende Kopf. Nie zuvor hatte Miriam einen Taufengel gesehen, schon gar nicht einen, der frei im Raum zu schweben scheint. Als Kuriosität betrachtet sie ihn, amüsiert fotografiert sie dieses nacktfüssige, geflügelte und für ihre Vorstellung viel zu gedrungen geratene Wesen. Der alte Kinderglaube, dass Tote zu Engeln werden, taucht in ihr auf: ihr Vater ein Engel auf fernen Wolken? Es ändert dies nichts, weit weg war er immer – ein Fremder für sie. Was weiss sie schon von ihm? Ein Chefarzt mit

Zwölfstundentag, ehrgeizig, ein gesuchter Referent an Kongressen in aller Welt. Ein vermummter Chirurgenengel ist er jetzt wohl, mit Mundschutz, grüner Toga und weissen Flügelchen am Rücken, ein OP-Engel, der mit scharfem Skalpell über Leben und Tod entscheidet. Oder eher ein Engel von Welt, so wie er sich an Kongressen präsentierte, in elegantem Anzug und mit schillernder Krawatte und seiner geliebten, mit Türkis beschlagenen Krawattennadel, die ihm einst ein arabischer Scheich nach gelungener Operation geschenkt hatte? Vielleicht aber ist er nach seinem Tod nur ein wortkarger Wochenendmuffelengel geworden, wie er am treffendsten zu Miriams Vaterbild passt: abgeschlafft und ruhebedürftig und an nichts interessiert, als nur an Zeitungen und Fachliteratur.

Miriam tippt den Taufengel leicht mit dem Finger an. Langsam dreht er sich von ihr ab. Mit der ganzen Hand gibt sie ihm, unbedacht zornig, einen kräftigen Stoss, schubst ihn in strudelndes Schwingen und unkontrolliertes, bedrohlich ausgreifendes Pendeln. Erschrocken und mit raschen Schritten verlässt Miriam die Kirche und tritt, schwer atmend ins Freie.

Die Mutter steht mitten auf dem Platz, so präzise in der Mitte, als hätte sie genau den Schnittpunkt der beiden Diagonalen gesucht. Das Gesicht hat sie, die Augen geschlossen, der wärmenden Sonne zugewandt. Miriam setzt sich auf die steinerne Schwelle, kauert sich wie ein eng geschnürtes Bündel zusammen und presst ihr Gesicht in die Arme. Regungslos bleibt sie sitzen. Nur ein leichtes

Beben erschüttert in kurzen Abständen ihren Körper. Wütend schaut sie auf, als sie merkt, dass jemand neben ihr stehen geblieben ist: ein junger Mann, der mit hellen Huskyaugen zu ihr hinunter späht, ärmlich gekleidet, schwarzhaarig und stoppelbärtig. Es ist der Mann von heute früh, der Adolescent vom Strand. Ärgerlich springt Miriam auf und geht, ihre Kamera in die Fototasche packend, auf den Platz hinaus. Die Mutter steht immer noch wie eine schmale, schwarze Stele inmitten des quadratischen Platzes und betet die Sonne an. Schwer hängt an ihren Schultern der alte Rucksack aus grobem, abgewetztem Leinen.

Elisa hatte noch vor elf Uhr sich und Miriam zum Essen angemeldet. Sie hat sich für Entenbrust mit Bärlauchbutter entschieden, Miriam für einen Gemüseteller.

Sie sind die einzigen Gäste in der Gaststube. Der Wirt, Augustin Wulf, kocht selber. Bedient werden sie von einer Dame um die fünfzig, die sich als Mareike vorstellt und gerne zur Verfügung stehe, falls die beiden Gäste etwas brauchen sollten.

„Wäre es nach ihrem Vater gegangen“, sagt Elisa zu Mareike, „würde meine Tochter auch Mareike heißen. Ein

schöner Name, aber bei uns eher ungewohnt.“

Miriam protestiert weil ihr das bisher noch nie gesagt worden war.

„Hier ist der Name sehr häufig“, sagt Mareike und fragt, ob die Gäste nicht zu kalt hätten in der Gaststube. „Heute ist der Tag des Bonifatius“, sagt sie, „es hat beinahe Nachtfrost gegeben.“

Jetzt, wo Mareike dies erwähnt, spürt Elisa die Kälte noch deutlicher. „Etwas wärmer würde nicht schaden“, sagt sie. Sie fröstelt, und sie hat Kopfschmerzen. „Bonifatius, ja, daran hatte ich gar nicht gedacht“, sagt sie. „Die Eisheiligen stehen vor der Tür – darum ist es so kalt hier drin.“

„Die Eisheiligen sind schon bald wieder am Gehen“, beruhigt Mareike. „Morgen ist bereits Kalte Sophie.“

„Kalte Sophie, ach ja?“ Elisa lehnt sich für einen Augenblick zurück, in der Hoffnung, das Flimmern vor ihren Augen würde aufhören.

„Mamertus war der erste der fünf Eisheiligen. Morgen ist Kalte Sophie.“

„Warum fünf? Es sind doch nur vier.“ Elisa versucht, aufmerksam beim Gespräch zu bleiben, doch es fällt ihr schwer.

„Mamertus, Pankratus, Servatius, Bonifatius und morgen Kalte Sophie – das macht fünf“, rechnet Mareike vor.

„Mamertus? Von Mamertus habe ich noch nie gehört – und du?“ Elisa richtet die Frage an ihre Tochter, damit

diese sich auch an dem Gespräch beteilige.

Miriam schüttelt den Kopf. „Nein, Mama“, sagt sie. „Auch die andern kenne ich nicht. Eisheilige – die nimmt doch heute kein vernünftiger Mensch mehr ernst.“

„Sie haben Recht“, stimmt ihr Mareike bei. „Die Heiligen bedeuten auch mir überhaupt nichts. Man muss das Wetter nehmen, wie es kommt. Man muss alles nehmen, wie es kommt.“

„Schicksalsschläge ja, da haben Sie vielleicht Recht“, wehrt sich Elisa, „aber dass man sonst alles hinnehmen muss, wie es kommt? Man kann sich wehren, man kann kämpfen...“ Sie hält sich die Hand an die Stirne. Ihr Gesicht wirkt hart und gespannt. Wieder schliesst sie für einen kurzen Augenblick die Augen.

„Ist Ihnen nicht wohl...?“, fragt Mareike besorgt und fügt verständnisvoll bei: „Sie haben eine lange Reise hinter sich. Ich habe gehört, dass Sie mit der Bahn gereist sind.“

„Die Reise, ja, vielleicht.“, sagt Elisa. „Danke, ich komme schon zurecht.“ Sie setzt sich ihre Sonnenbrille auf, obschon es in dem Raum ziemlich düster ist. „Wenn ich bitte ein Glas Wasser haben könnte?“

Die Sonnenbrille macht ihr Gesicht noch maskenhafter.

„Schon wieder deine Migräne!“, sagt Miriam, während Mareike eine Karaffe mit Wasser holt. „Entschuldige, dass ich das sage, aber du bist einfach viel zu gestresst.“

„Mit Stress hat das nichts zu tun, Papa könnte dir das genau erklären.“ Elisa starrt auf ihren Teller. Die Entenbrust liegt umrahmt von der grünen Bärlauchbutter,

dekoriert mit einem Salatblatt und zwei Scheiben Tomate. „Wie peinlich“, flüstert sie tonlos, „ich bringe keinen Bissen herunter.“ Sie holt aus ihrer Tasche eine Tablette, schluckt sie, trinkt Wasser nach.

Miriam beobachtet sie und stochert mit der Gabel in ihrem Gemüseteller, stösst lustlos Zucchini, Paprika und Tomaten an und beginnt schliesslich langsam zu essen. Mit ihrer Idee, Krankheiten hätten auch mit der Seele zu tun, ist sie nie gut angekommen in ihrer Familie. Zu sehr dominiert die apodiktische Meinung ihres Vaters, dass alles im Leben sich mit Chemie und Physik erklären lasse und Krankheiten nur mit Pillen und Messer beizukommen sei. Für andere Standpunkte hatte er nur ein Lächeln übrig, während die Mutter, auf eine eigene Meinung verzichtend, sein Weltbild uneingeschränkt unterstützte.

Als Mareike zwischendurch kommt, um nachzufragen, ob das Essen schmecke, hat Elisa noch keinen Bissen angerührt.

„Es ist mir wirklich peinlich...“, sagt sie, langsam die Hände flach neben den Teller auf den Tisch gelegt, doch Mareike hat Verständnis:

„Ich kann es Ihnen für den Abend auf die Seite tun, wenn Sie es dann mögen – und wenn nicht, dann geht die Welt nicht unter.“

Nun kommt auch der Wirt aus der Küche, mimt den Enttäuschten und meint, ein paar Bissen würden Elisa sicher gut tun, es sei Wildente, frische Stockente von der Insel, kräftiges Fleisch, so kräftig und gesund, dass es



selbst Tote wieder lebendig mache. Der Sohn von Mareike habe sie heute früh eigenhändig geschossen.

„Augustin, dränge die Dame nicht“, sagt Mareike und schiebt ihn sanft, aber bestimmt in Richtung Küche.

„Danke“, sagt Elisa, „ich werde mich besser etwas hinlegen.“ Und zu Miriam: „Iss du ruhig weiter, wir sehen uns später.“

Sie hoffe, es sei nichts Schlimmes, sagt Mareika besorgt zu Miriam. Nichts Schlimmes, beruhigt Miriam, nur Migräne, das kenne ihre Mutter seit Jahrzehnten. Und jetzt sei halt viel Anspannung und Aufregung, so richtig viel Stress. Nicht nur die Reise. Zwei Wochen seien es her, dass der Vater gestorben sei, und dies aus heiterem Himmel. Während sie spricht, stochert sie weiter im Teller herum, nimmt ab und zu einen Bissen und scheint dankbar zu sein, eine ZuhörerIn zu haben, die keine Fragen stellt und nicht widerspricht. Mareike legt den Teller mit der Entenbrust, den sie in die Küche zurücktragen wollte, wieder auf den Tisch und setzt sich.

„Eigentlich doch nicht aus heiterem Himmel“, sagt Miriam. Sie habe das kommen sehen. Es sei dann zwar alles ganz plötzlich gekommen, zu spät um noch etwas machen zu können. Der Vater sei ein richtiger Chrampfer gewesen.

Mareike weiss nicht, was ein Chrampfer ist.

„Schweizerdeutsch!“, lacht Miriam, ein Arbeitstier sei er gewesen, ein Workaholic. Jahrelange Belastung, und dazu diese Verantwortung und diese Atmosphäre im Spital,

dieses kindische Konkurrenzieren, und diese vielen Auslandsreisen! So zu arbeiten sei doch reiner Selbstmord gewesen, jahrelanger Selbstmord. „Es ist total paradox“, sagt Miriam, „da ist einer ein Herzchirurg - und woran stirbt er? An einem Herzschlag!“

Miriam schiebt ihren Teller zur Tischmitte und schaut schweigend vor sich hin. Die Türe zur Gaststube wird aufgestossen.

Wieder dieser Mann vom Strand!

Er kommt zum Tisch, klopfte Mareike freundlich herablassend auf die Schulter und setzt sich breitbeinig, mit ausladenden Gesten neben sie. Miriam rückt ihren Stuhl und wendet ihren Blick von ihm ab zu einem der kleinen, mit rauchvergilbten Vorhängen bedeckten Fenster.

„Setz dich woanders hin“, sagt Mareike und wirft ihrem Sohn einen missbilligenden Blick zu. Sie fragt Miriam, ob sie einen Kaffee möchte. Sie nimmt Teller und Essbesteck vom Tisch.

„Ein Kaffee, gern“, sagt Miriam.

„Bring mir auch einen, Muttchen!“, sagt Mika und macht keinerlei Anstalten, den Tisch zu wechseln.

„Den kannst du dir selber machen“, sagt Mareike und trägt die Teller in der Küche.

„Dann eben nicht“, sagt Mika gleichgültig. Er bleibt sitzen, streckt sich ächzend, gähnt mehrmals hintereinander laut und ungehemmt und trommelt mit den Fingern auf den Tisch. Sein rechtes Bein, angewinkelt und nur mit dem Fussballen auf den Boden gestützt, vibriert wie

eine angespannte Stahlfeder in schwindelnd rascher Frequenz auf und nieder und versetzt durch die Berührung mit dem Tischbein den ganzen Tisch in ein nerviges Zittern.

„Du willst auf die Vogelfelsen?“, fragt er nach einer Weile, ohne Miriam anzusehen.

„Wenn's möglich ist, ja.“ Miriam wendet sich ihm ein Bisschen mehr zu.

„Was willst du dort?“ Er duzt sie, das macht ihr nichts aus.

„Fotografieren“, sagt sie. Es ist gelogen. Sie hat kein Interesse, Vögel oder anderes aus der Natur abzulichten. Ihre Vorliebe gilt moderner Architektur mit Menschen, die sie wie Objekte platziert. Ein Mann auf allen Vieren in einem leeren Raum, Titel: der Tisch. Eine Frau mit ausgestreckten Armen neben einer Glastüre, Titel: die Kleiderständerin. Ihre Studienarbeit hatte einige Beachtung gefunden. In einer Woche sollte sie die Fotos für eine weitere Studienarbeit haben. Titel: Zwischenzeit. Sie hat noch nicht einmal ein Konzept und noch nicht einmal eine Idee.

„Da fährt aber kein Boot hin“, sagt Mika.

„Das ist nichts Neues“, antwortet Miriam ärgerlich, und ihre Hoffnung, dass dieses Gespräch etwas bringen könnte, schwindet. Der junge Mann ist ihr nicht grundsätzlich unsympathisch, aber er wirkt auf sie zu ungebildet, zu dumm sogar. Sie hat eine Abneigung gegen Klugscheisser, aber ebenso gegen Ignoranten und

Proleten. Eine andere Sorte Mensch kennt sie nicht. Ausserdem findet sie es ärgerlich, dass Mika ihrem Blick dauernd ausweicht.

„Naturschutz“, sagt Mika, „das ist richtig so. Würde jeder auf der Insel herumtrampeln, sie würde glatt kaputt gehen.“

„Unsinn!“ sagt Miriam heftig. „Fotografieren hat noch nie etwas kaputt gemacht.“ Mikas Naivität macht es ihr schwer, ihre Fassung zu behalten. Der Ton in seiner Stimme, und nur schon die schlaksige Art, wie er am Tisch hingeflegelt hat, auf die Stuhlkante, mit durchgestecktem Rücken, zurückgelehnt, die affenlangen Arme mal hinter dem Kopf verschränkt, dann wieder ausgestreckt bis zur Tischkante – bei andern würde sie das cool finden, bei Mika könnte sie die Wände hochgehen.

Mareike bringt den Kaffee. „Dein Essen steht in der Küche“, sagt sie zu Mika.

Ächzend steht er auf und schlendert Richtung Küche. „Ich will’s mir überlegen“, sagt er, sich nach Miriam umwendend.

„Was will er sich überlegen?“ fragt Mareike, doch Miriam zuckt nur mit den Achseln.

„Weiss der Kuckuck, was dem wieder durch den Kopf geht!“

„Wir haben ihn heute früh schon gesehen“, sagt Miriam. „Am Strand. Mit einem Gewehr. Ihr Sohn, nicht wahr?“

Mareike nickt. Sie denkt an den toten Kranich, der heute früh in der Badewanne lag. „Manchmal jagt er Vögel und präpariert sie“, sagt sie. Die Vögel hier im Haus sind von

ihm. Auch die Fischpräparate hat er selber gemacht.“ Ein bisschen Stolz klingt bei ihren Worten mit.

„Die sind, glaub’ ich, gut gemacht. Ich kann’s nicht beurteilen. Ich mag Vögel lieber lebendig.“ Miriams Gesicht bekommt beim Gedanken an die Vögel und Fische in ihren Zimmern einen säuerlichen Ausdruck. Sie steht auf. „Ich nehme den Kaffee nach oben. Mal schauen, wie’s der Mutter geht.“

Die schweren Gardinen in Elisas Zimmer sind zugezogen. Ihre Kleider hat sie sorgfältig über den Stuhl gelegt. Regungslos liegt sie in dem verdunkelten Zimmer unter der Bettdecke. Neben ihr liegt der leinene Rucksack. Miriam kennt diese Situation seit Jahren: Für heute ist mit der Mutter nichts mehr anzufangen. Wenn’s gut geht, dürfte die Migräne morgen vorüber sein. Miriam geht in ihr Zimmer und trinkt, auf dem Bettrand sitzend, ihren Kaffee. Sie könnte sich hinlegen und schlafen, denkt sie. Sie könnte im Dorf oder am Strand spazieren, denkt sie. Was immer sie tue, denkt sie, sie wird sich hier zu Tode langweilen. Es ist ihr nicht nur langweilig, es ist ihr auch nicht wohl. Wenn die Mutter ihre Migräne markiert, dann richten sich alle nach ihr. Miriam wagt schon gar nicht zu klagen, es würde sie niemand ernst nehmen. Am Schlimmsten ist das Aufstehen, da fühlt sie sich in letzter Zeit schon so erschöpft und von Übelkeit geplagt, dass sie lieber erst gar nicht aufstehen möchte.

In der Küche des Störtebeker Krugs inspiziert Mika Töpfe und Pfannen. Entenbraten hat es noch, Broccoliröschen und Bratkartoffeln. Im Kühlschrank steht ein Topf mit Heringen. Daneben verschiedene Käsesorten. Mika häuft sich dieses und jenes auf einen Teller und isst, ohne sich hinzusetzen.

„Mika“, sagt Mareike, „Mika, stopf das Essen nicht so in dich hinein.“ Sie hüllt den Teller mit der Entenbrust in eine Klarsichtfolie und stellt ihn in den Kühlschrank.

„Sie wird am Abend kaum nochmals dasselbe haben wollen“, sagt Augustin.

„Wie lange werden sie bleiben?“ fragt Mareike.

„Nicht lange“, sagt Augustin. „Sie sehen nicht aus, als ob sie wandern oder Rad fahren wollten. Zu den Vogelfelsen wären sie gerne gefahren, aber das ist kein Grund für eine so weite Reise. Ein seltsames Paar.“

„Ihr Mann ist eben erst gestorben“, sagt Mareike. „Ich hab’s von der Tochter. Herzchirurg war er - sagt sie.“

„Wenn die beiden Distanz und Ruhe suchen, dann wüsste ich schönere Orte.“

Mika hat den Teller leer gegessen. „Ich bin gegangen“, sagt er und verschwindet.

„Ich habe gefragt, wie es in der Schweiz mit Arbeit steht“, sagt Augustin, als Mika die Tür hinter sich

zugezogen hat.

Mareike hat als Antwort darauf nur eine unwillige Geste.

„Der Junge grübelt zu viel“, sagt Augustin. Er tritt nahe an Mareike heran und legt ihr die Hand auf die Schulter. „Er sollte mal weg von hier und richtig zupacken müssen. Was tut er den ganzen Tag? Am Strand herumhängen. Das führt doch zu nichts.“

„Zu was soll's denn schon führen!“ sagt Mareike scharf und entzieht sich seiner Berührung. „Hier ist Mika zu Hause. Er braucht die Insel, er braucht das Meer.“ Sie könnte noch beifügen: „Er ist noch so klein, er braucht seine Mama.“ Dabei ist er einundzwanzig. „Nein, Augustin, ich will nichts davon hören.“

Was Mareike nicht sagt: dass auch sie Mika braucht, und dass sie sich nicht vorstellen könnte, ohne ihn hier zurückzubleiben.

„Uwe hat ihm geschrieben“, sagt Mareike nach einer Weile. „Schon vor zwei Wochen.“

„Und was hat er geschrieben?“

Mareike zuckt mit den Achseln. „Ich habe ihm den Brief noch nicht gegeben. Ich will nicht, dass er zu ihm aufs Schiff geht.“ Mareike wischt die Speisereste von den Tellern und stellt sie in den Geschirrspüler.

Augustin zieht die Augenbrauen hoch und schüttelt den Kopf, als sei es überflüssig, hier auch nur den kleinsten Kommentar beizufügen. „Du musst selber wissen, was du machst“, sagt er schliesslich und wischt mit einem Lappen den Herd sauber. „Es ist dein Sohn.“

Wie ein Stachel fühlen sich diese letzten Worte an.

Mareike schweigt.

„Er hat einen Kranich heimgebracht. Zum Präparieren“, sagt Mareike nach einer Weile.

„Wenn's nur niemand gesehen hat!“

„Ich denke nicht!“

Augustin liebt Mareike, zumindest tat er dies über eine lange Zeit. Im Laufe der einundzwanzig Jahre, in denen sie verheiratet sind, ist aus der Liebe Gewohnheit geworden und die Leidenschaft ist dem Wunsch nach mehr Bequemlichkeit gewichen. Augustin möchte sehr gerne, dass Mareike wieder zu ihm ziehen würde. Am liebsten ohne Mika, der ohnehin auf eigenen Beinen stehen sollte. Zu unberechenbar ist er ihm, zu feindselig begegnen sie sich. Beginge der Bursche irgendeine Dummheit, Augustin würde sich nicht wundern! Er weiss, dass der Junge sich oft auf den Vogelfelsen aufhält, manchmal ganze Tage und Nächte, obwohl das verboten ist. Der Junge müsste einmal richtig an die Kandare genommen werden. Ihm so richtig zeigen, was Sache ist, das müsste man. Aber Mareike wird das niemals schaffen. Viel zu nachgiebig ist sie dem Jungen gegenüber, und wenn Augustin einmal den Mund aufmacht, steht er schon ganz tief im Fettnäpfchen drin.

Doch was klagt er über den Jungen! Mit Mareike ist das nicht viel besser. Ob sie ihn liebt oder nicht: Er wird nicht klug aus ihr. Fragt er sie, lacht sie ihn nur aus. Augustin, lieber Augustin, sagt sie dann nur, nichts weiter als nur dies. Sie sagt das sehr liebevoll, das schmeichelt seinem



Ohr, aber es sticht in sein Herz.

Mareike war schwanger, als Augustin sie heiratete. Er heiratete sie aus Liebe. Oder weil sie ihm Leid tat. Oder damit das Kind einen Vater hat. Das weiss er heute selber nicht mehr so genau. Vielleicht auch, damit sein Bruder Uwe sie nicht bekam. Dieser hatte nicht weniger ein Auge auf Mareike geworfen als Augustin selbst, aber geheiratet hätte Uwe sie nie. Zu eigenwillig und freiheitsliebend war er. Ein Draufgänger und Lebemann. Im Streit mit Augustin hat er die Insel verlassen und hat sich viele Jahre lang nicht mehr blicken lassen. Später scheint er die Nähe dann doch wieder gesucht zu haben und nahm eine Anstellung bei der Postschiff Reederei in Rostock an. Heute ist er Kapitän der Sturmmöwe und bringt dreimal wöchentlich die Post nach Deegland. Ins Gasthaus kommt er nur selten, nur ein- bis zweimal im Jahr. Die Spannungen zwischen ihm und Augustin haben sich gelegt, aber wirklich herzlich sind die Begegnungen nicht.

Augustin ist achtundvierzig. Er denkt, dass seine besten Jahre vorbei sind. Zu spät ist es, um seinem Leben eine neue Wendung zu geben. Auch wenn andere das schaffen – für sich selbst kann er sich das nicht vorstellen. Einfacher ist es, dem Gedanken nachzuhängen, wie es wohl gewesen wäre, wenn er damals, wie Uwe, Deegland verlassen und allem den Rücken gekehrt hätte. Er wäre nach Hamburg, Frankfurt, Stuttgart oder gar in die Schweiz ausgewandert. Nicht, um dort ein Hotel oder Restaurant zu führen. Ins Gastgewerbe ist er ohne sein Zutun einfach

hineingerutscht. Alles andere wäre besser gewesen: Taxifahrer oder Lastwagenfahrer, Autoverkäufer oder Motorradmechaniker, irgendetwas mit Autos oder Motorrädern. Autorennfahrer, das wäre sein grosser Traum gewesen.

Mika kommt nochmals herein, geht zum Kühlschrank und nimmt sich ein Dosenbier heraus.

„Es ist erst Mittag“, sagt Augustin missmutig.

Mika stellt das Bier in den Kühlschrank zurück. „Das sehe ich auch, dass Mittag ist“, sagt er und trinkt Wasser vom Hahn.

„Du hast einen Brief von Onkel Uwe“. Mareike und wirft, scheinbar gleichgültig, Uwes Brief auf die Chromstahl-Arbeitsfläche.

Mika nimmt den Brief, betrachtet ihn von allen Seiten und steckt ihn in die Brusttasche seiner Lederjacke.

„Lies ihn“, sagt Mareike.

„Später“, antwortet Mika und geht hinaus.

Als Mika auf die Strasse tritt, geht er zielstrebig auf einen der grossen Steinquader zu, die vor dem kleinen Supermarkt auf der Strasse liegen, damit die Autos Schaufenster und Eingang nicht versperren. Notwendig wäre das kaum, denn Autos sind hier rar. Jetzt allerdings

kommt eines herangefahren und hält da an, wo Mika es sich auf dem Stein bequem gemacht hat, um den Eingang des Gasthauses im Auge zu behalten. Das Auto versperrt ihm die Sicht. Mika verzieht sein Gesicht. Es ist Pastor Haller. Seine eigentliche Kirchgemeinde hat der Pastor auf Rügen, und nur alle vierzehn Tage kommt er über ein Wochenende und ein paar zusätzliche Tage nach Deegland herüber, um seine - wie er in einer Predigt einmal sagte - Inselschäfchen zu betreuen. Dieser Ausdruck war Doktor Damm, dem Arzt auf Deegland, in den falschen Hals geraten. Kaum hatte der Pastor das Wort ausgesprochen, war der Doktor, als hätte er nur auf eine solche Gelegenheit gewartet, mitten in der Predigt aufgestanden und hatte laut gegen diese Herabwürdigung protestiert. Beide haben sich vor versammelter Gemeinde die hässlichsten Dinge an den Kopf geworfen, und die Deeglander waren ihnen dankbar für die willkommene Abwechslung. Fünf Minuten darauf war alles wieder wie eh und je. Die Deeglander erwähnen das oft als Beispiel für das friedliche Zusammenleben auf ihrer Insel. Manche sagen auch: Deegland ist zu klein, um aus Mücken Elefanten zu machen. So taucht auf Deegland immer wieder mal eine Mücke auf, eine ärgerliche, eine lustvolle, eine verbotene – aber niemandem würde es einfallen, die Sache aufzubauschen.

„Moin!“, ruft der Pastor durch das offene Autofenster.  
„Kalt heute, ja?“

Mika zuckt mit den Schultern. Er trägt eine alte

schwarze Lederjacke, darunter Hemd und Pullover. Ob es kalt ist oder nicht, hat er sich noch gar nicht überlegt. Würde man ihn fragen ob er friere oder ob er schwitze, er müsste sich das zuerst überlegen, denn einerseits ist ihm das ziemlich egal und andererseits hat er kaum ein Empfinden für solche Dinge. Er ist bei jedem Wetter draussen, kratzt sich so oft an Steinen und Dornen wund, hat auch mal eine tiefende Nase oder achtunddreissig Grad Fieber – da ist es nur hinderlich, sich den Körper allzu sehr spüren zu lassen. Ähnlich ist es mit seinen seelischen Anwandlungen, da gibt es ausser Lust und Unlust wenig andere Nuancen. Entweder passt ihm etwas oder es passt ihm nicht. Manchmal fühlt er sich hohl und leer wie eine Boje, ein andermal überfällt ihn, wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, ein unsäglicher Drang, unsägliche Dinge zu tun.

„Lass dich mal in der Kirche blicken, Mika“, sagt der Pastor.

Mika mag den Pastor nicht. Er mag nicht diese geschleckt freundliche, ihn selber zur Freundlichkeit zwingende Art. So antwortet er nur mit einem schiefen Grinsen. „Die Kirche, ja, später vielleicht!“ Mika wüsste nicht, was er in der Kirche verloren hätte, und unbegreiflich ist ihm, was der Pastor für ein Interesse daran haben könnte, ihn für seinen Glauben zu gewinnen. Seine Mutter hat ihn nicht taufen lassen, und sie will auch nicht, dass er in die Kirche geht. Aber wenn die Menschen singen in der Kirche, alle gemeinsam im Chor, das gefällt ihm, und da

wird es ihm ganz seltsam ums Herz. Draussen vor der Kirchentür hört er manchmal zu, wenn sie singen, und manchmal ist er auch schon hineingegangen und hat sich zuhinterst auf die Bank gesetzt und zugehört.

Der Pastor gibt nicht auf: „Was Neues zu berichten, Mika?“

„Nicht, dass ich wüsste!“, antwortet Mika, erschrickt aber trotzdem ob dieser Frage. Er denkt an den Kranich. Soll er doch endlich weiterfahren, denkt er. Und er nimmt an, dass der Pastor ihm jetzt gleich Grüsse an seine ‚schöne Frau Mutter‘ zum Ausrichten mitgeben wird.

„Grüss mir deine schöne Frau Mutter“, sagt der Pastor, zwinkert mit den Augen, schliesst das Fenster und fährt weiter.

Mika heftet seinen Blick wieder auf den Eingang des Gasthauses. Es dauert nicht lange, da sieht er Miriam auf die Strasse treten. Ein paar Augenblicke schaut sie sich unschlüssig um und verschwindet in einer der Gassen, die zum Hafen führen. Mika folgt ihr. Sie bleibt stehen – er ebenfalls. Sie schaut in irgendein Schaufenster – Mika dreht sich auf seinen Absätzen, guckt abwechselnd die Hausfassaden hoch und den Rinnstein entlang.

„Was zum Teufel suchst du, Mika? Immer suchst du etwas!“ Ein Alter mit einer Dose Bier in der Hand torkelt auf Mika zu. „Du bist ein Wolf, der Schafe reissen will, ich werde dich nicht aus den Augen lassen.“ Der Alte lacht scheppernd und klopft Mika derb auf die Schulter. Er nimmt einen weiteren Schluck aus seiner Dose und schiebt sich

mit kleinen, schlurfenden Schritten weiter. Zurück bleibt eine Aura von Schweiss, kaltem Rauch und Alkohol. Der Alte war früher Schulmeister in Deegland. Er hatte für den Staatssicherheitsdienst gearbeitet. Mit der Wende verlor er den vermeintlich sicheren Boden unter den Füßen und schwankt seither nur noch alkoholisiert durchs Dorf.

Ruhelos schweift Mikas Blick umher und auch immer wieder zu Miriam. Sie schaut sich, halb gelangweilt, halb verwundert, die Schaufensterauslage an: alte, schwarz eingefärbte, kopflose Torsos aus Gips im Dornröschenschlaf, mit abgesplitterten weissen und grauen Kanten. Sie tragen gutbürgerliche Damenwäsche aus steifem Nylon in weiss, hellem Braun und dunklem Beige: Bügel-BHs, Miederhosen und Strumpfgürtel. Daneben aufgeschlagene, vergilbte Kataloge und Verpackungen aus staubigem Karton. Die Zeit hat dieses Schaufenster links liegen gelassen, ist an ihm vorbeigezogen, wie sie überhaupt dieses ganze Dorf vergessen zu haben scheint.

Miriam holt ihre Kamera hervor und rückt sie nah zur Glasscheibe. Mit den Fingern putzt sie vor dem Objektiv den Strassenstaub von der Scheibe und macht ein paar Aufnahmen.

Mika wechselt die Strassenseite und wagt sich näher an Miriam heran. Er steht hinter ihr und geht langsam zu ihr hin, den Blick auf ihren Nacken geheftet. Miriams Haar ist straff zu einem kurzen Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie nimmt Mika erst wahr, als er schon dicht hinter ihr steht. Rasch geht sie weiter und steckt ihre

Kamera in die Umhängetasche zurück. Mikas Blick, der ausdruckslos in ihrem Nacken gelegen hatte, bleibt an den glänzenden, hautfarbenen Strapsen eines Strumpfgürtels im Schaufenster hängen.

Der Fischerhafen von Deegland wirkt wie eine Zwergensiedlung. Winzige Fischerhäuschen, nur gerade gross genug, um das Material unterzubringen, stehen in zwei Reihen dem kleinen Hafen gegenüber. Die Häuser sind aus rotem Backstein gebaut und stehen in markantem Kontrast zum hellen Grau des grobkiesigen Bodens und der betonierten, sichelförmigen Mole, die den Naturhafen vor der Brandung schützt.

Ein paar Boote schaukeln auf dem Wasser. Am Kai sind zwei Fischer dabei, ihre Netze zu flicken. Miriam holt wieder ihre Kamera hervor und macht ein paar Bilder, bevor sie zu den beiden Männern hingeht.

Ob man von hier zu den Vogelfelsen fahren könne, fragt Miriam

„Könnte man schon“, sagt der eine und schüttelt gleichzeitig den Kopf. „Da fährt aber niemand hin. Und zu sehen gibt's dort nicht viel mehr als hier auch.“ Interessiert betrachtet er das lange Teleobjektiv an Miriams Kamera.

„Und wie komme ich hin?“ fragt Miriam.

Da müsste sie schon schwimmen, sagt der andere der beiden.

„Dann schwimme ich eben“, sagt Miriam und wendet sich ab. Sie geht zur Mole hinüber. Die Männer schauen ihr nach.

Der eine brummelt etwas von einer vorwitzigen Göre.

„Ich könnte sie schon fahren“, sagt der andere.

„Ich weiss nicht!“, sagt ersterer. „Du allein auf dem Schiff mit ihr – ich weiss nicht...“

„Du meinst, du kennst mich?“ sagt der andere und beide lachen so laut, dass sogar Miriam es hört und mit Recht annimmt, es betreffe sie.

Sie betritt die Mole und geht den schmalen, betonierten Damm entlang. Der Wind bläst hier draussen stärker als im Schutz der Häuser. Laut brechen die Wellen an der Mole. Ein paar Möwen fliegen nah um sie herum und begleiten sie. Ihre Schreie sind laut und durchdringend. Miriam schliesst die Augen und verlangsamt ihre Schritte. Vorsichtig tastet sie sich mit den Füßen vorwärts und versucht sich vorzustellen, wie es wäre, blind zu sein. Wäre sie blind, denkt sie, dann hätte sie jetzt keine Schwierigkeiten mit ihrem Studium. Andere Schwierigkeiten schon, aber sie hätte nie ein Fotografie-Studium begonnen. Sie könnte sich wohl überhaupt nichts unter einer Fotografie vorstellen: ein Abbild, das sie nicht sehen kann von Dingen, die sie ebenfalls nicht sehen kann.



Mit geschlossenen Augen versucht Miriam sich vorzustellen, wie es sein könnte, so blind an allem vorbei zu leben. Sie genießt diese Vorstellung, niemanden zu sehen, niemanden zu kennen, sich vorzustellen, keine Freunde und keine Familie zu haben, nur ganz sich selber zu sein und am Ende vielleicht sogar sich selber aus den Augen zu verlieren.

Der Wind bläst stärker hier draussen und das Schreien der Möwen ist lauter geworden: ein gutes Dutzend Sturmmöwen sind es, die um sie herum kreisen, als würden sie hoffen, dass ihnen ein Stück Brot zugeworfen wird. Miriam öffnet die Augen und beeilt sich, das Ende der Mole zu erreichen. Vom Strand her schauen die beiden Fischer hin und wieder zu ihr hin.

„Die muss aufpassen, dass der Wind sie nicht von der Mole fegt“, sagt der eine.

„Als gäbe es dort draussen etwas zu sehen!“, sagt der andere und schüttelt den Kopf.

Am Ende der Mole bleibt Miriam stehen und schaut sich um. Am Strand im Innern des Hafenbeckens sitzen die beiden Fischer über ihre Netze geneigt. Eine alte Frau schleppt sich zwischen den Fischerhäuschen durch. Zwei Kinder laufen mit einem Hund über die Steine. Sie laufen um die Wette. Sie schreien und gestikulieren, wenn der Hund bellend an ihnen hochspringt. Miriam hört weder die Kinder noch den Hund. Zu laut ist der Lärm von Wind, Wasser und dem Geschrei der Möwen. Auch die äussersten Häuser des Dorfes kann sie sehen, und einen

Teil der Vogelfelsen. Es ist kalt.

Schwarze, grobschlächtige Steinbrocken brechen die Wellen und schützen die Mole vor dem herandrängenden Wasser. Miriam klettert vom zementierten Plafond hinunter und setzt sich, vom Hafen abgewandt, auf einen dieser Steine, darauf achtend, vom unberechenbar hochspritzenden Nass in Sicherheit zu sein.

„Sie ist verschwunden“, sagt der eine Fischer zum andern.

„Sie wird zurückgekehrt sein“, sagt der andere. „Es ist ihr zu kalt geworden, habe ich es mir doch gedacht!“

„Von wegen!“ sagt er erste. „Wir hätten sie gesehen, wäre sie zurückgekehrt!“

„Sie wird hinter der Mole sitzen und uns zum Narren halten, glaub’ mir.“

„Wenn du es sagst...“

Hinter der Mole riecht es nach Meer, nach Algen, nach Fisch. Steif sitzt Miriam auf einem der grossen Steine. Die Weite des Meeres vor ihrem Auge erlebt sie nicht befreiend, sondern erdrückend. An den unsterblichen Helden aus griechischer Sage denkt sie, an den mit Ketten an den Fels Geschlagenen, an die täglichen Torturen, mit denen die Unsterblichen ihn quälten. An Guantanamo denkt sie, an den Untergang der Titanic, an den Zunami, an Hiroshima, an Krieg, Krankheit und Tod. Nur leere Bilder sind es, die sich vor ihrem inneren Auge zeigen, Leid und Schmerz lassen sie unberührt. Wie schon oft, nimmt sie beschämt und erschrocken ihr Unvermögen zu fühlen

oder gar mitzufühlen wahr. „Du hast vermutlich kein Herz“, hatte ihr Gabor einmal scherzhaft gesagt und das böse Wort auch gleich zurück genommen. Sie hat es ihm nicht verübelt, denn er sprach nur aus, was sie selber schon gedacht hatte. Gabor. Sie hat Schluss gemacht mit ihm und kann es trotzdem nicht lassen, immer wieder an ihn zu denken. Er war ein Träumer und Weltverbesserer, ein Student der Umweltwissenschaft.

„Ein ‚Alternativler‘ hatte ihr Vater ihn genannt. „Und – wie geht’s mit deinem Alternativler?“ hatte er mehr als nur einmal gefragt.

Von Gabor hatte sie gelernt, auf den Fleischverzehr zu verzichten. „Tiere zu essen ist nicht weit von Kannibalismus entfernt“, hatte Gabor gesagt. Und dies beim Nachtessen bei ihr zu Hause, in der Gegenwart ihrer Eltern. Sie hatte ihn gebeten zum Essen zu bleiben. Es gab zarte Schweinshuft, überbacken mit einer Kruste von Champignons und Pecorino.

Der Mutter blieb der Bissen beinahe im Halse stecken, während der Vater, einen tiefen Atemzug nehmend, sich auf seinem Stuhl zurücklehnte. „Sie haben wohl Darwin etwas falsch verstanden, junger Mann“, hatte er gesagt und sich mit der Serviette die Mundwinkel gewischt.

„Das ist nicht von Darwin, das ist von Alexander von Humboldt. Aber Sie haben natürlich Recht, auch Darwin war Vegetarier. Er meinte, unser Gebiss bestimme uns nicht dazu, uns mit fleischfressenden Bestien zu messen.“

Die Mutter hatte die Gabel auf den Teller gelegt, und

ihren Blick hilflos auf ihren Gatten gerichtet. Dieser schluckte ein paar Mal leer und schien sich zu überlegen, ob er wütend oder gelassen reagieren sollte. Er wählte letzteres.

„Wie belesen Sie sind“, sagte er in ironischem Ton und fügte ebenso bei: „Nur von Knigge haben Sie offenbar noch nie etwas gehört?“

Gabor hatte darauf nur laut gelacht, denn er wusste genau, wie deplaziert seine Bemerkungen waren. Dies konnte die Stimmung wieder etwas entspannen, und das Thema wurde gewechselt. Freundschaftlichkeit aber kam nie auf zwischen Gabor und ihren Eltern. Miriam stand dazwischen und musste sich von ihren Eltern ebenso kritische Bemerkungen über ihren Freund gefallen lassen wie dieser sich seinerseits über ihre Eltern mokierte. Nach einem halben Jahr war es aus mit Gabor. Seine Freimütigkeit hatte ihr imponiert, und sie hatte sich selber auch einiges davon angeeignet. Aber seine Leidenschaft für Tiere und Umwelt war ihr fremd geblieben. Er war überzeugt, Tiere hätten Gefühle, genau wie Menschen. Sie mochte diesen Vergleich nicht, denn wie sollte sie ihn verstehen, wenn sie selber meistens nicht wusste, was sie fühlte, sondern nur immer überlegte, was in dieser oder jener Situation zu fühlen wohl das Richtige wäre.

Auch als sie Schluss gemacht hatte mit Gabor, blieb sie dabei, kein Fleisch mehr zu verzehren. Nicht aus ethischen Gründen wie zuvor, sondern, weil sie es irgendwie speziell fand, vegetarisch zu leben und bei jeder Gelegenheit

darauf hinzuweisen.

Jetzt, auf den Steinbrocken der Mole sitzend, wo sie nur Meer und Himmel sieht, erlebt sie sich ganz klein, ganz einsam und verlassen – von einem achtlosen Schicksal wie ein Findelkind ausgesetzt zwischen Himmel und Meer. Eine bleierne Schwere breitet sich in ihr aus. Sie könnte, denkt sie, sich hier ins Wasser gleiten lassen, und am Himmel würde auch nicht das kleinste Zeichen erscheinen. Wie ein Stein könnte sie untertauchen und zwischen den Wellen verschwinden. Zuvor würde sie Gabor zum Abschied vielleicht noch eine SMS schicken. Sie würde nichts schreiben. Nur eine SMS würde sie ihm schicken, aber ohne ein Wort.

Ihr Handrücken ist aufgeschürft und lässt sie ein leichtes Brennen spüren. Sie hat nicht gemerkt, wie sie ihn gedankenlos an einer spitzen Ecke des Steinbrockens, auf dem sie sitzt, wund gerieben hatte. Die Haut ist aufgeschürft, kleine Blutropfen perlen hervor. Miriam betrachtet die Wunde teilnahmslos und deckt sie mit dem Taschentuch ab. Müde, aber entspannt lehnt sie ihren Oberkörper zurück und kuschelt sich, wenig bequem, aber hinreichend für den Augenblick, auf die harten Steine. Sie schliesst die Augen, und nur wenige Atemzüge dauert es, bis sie in Schlaf fällt.

Nach einer Weile kann der eine der beiden Fischer seine Besorgnis nicht mehr zurückhalten: „Zu seltsam! Das Mädchen ist verschwunden.“ Er steht von seiner Arbeit auf und späht zum Ende der Mole hinüber. Nichts ist von der

jungen Frau zu sehen, nur die Möwen kreisen weiterhin über der Stelle, wo sie sich dem Blick der Fischer entzogen hatte.

„Solange die Möwen noch dort sind“, sagt der andere, „ist sie auch noch dort. Kein Grund, sich Sorgen zu machen.“

„Da hast du auch wieder Recht“, antwortet ihm der andere.

Als Elisa in ihrem verdunkelten Zimmer Licht machen will, um auf ihrer Uhr die Zeit abzulesen, muss sie sich erst zurechtfinden, wo sie ist. Der Hechkopf über ihr, der fremde Geruch im Zimmer, die zu weiche, durchhängende Matratze: langsam kommt die Erinnerung wieder und mit ihr auch der halbseitige, pulsierende Schmerz in ihrem Kopf, der zwar etwas nachgelassen hat, aber sich immer noch anfühlt, als hätte sie eine Schraubzwinge an ihrer linken Schläfe. Ohne die Nachttischlampe anzuknippen tastet sie sich zum Badezimmer und schluckt eine Tablette, eine Kombination von Paracetamol mit Tramadol – starkes Geschütz, aber es nützt ihr mehr als die rezeptfreien Dragées, von denen Michael gesagt hat, sie seien nichts anderes als bessere Placebos. Elisa fürchtet, dass es

künftig schwierig werden könnte, zu Ihren Medikamenten zu kommen. Michael hatte sie jeweils von der Klinik mitgebracht, und der Vorrat zu Hause reicht nicht mehr weit. Obwohl sie daran jetzt nicht das Geringste ändern kann, beschäftigt sie das Problem mit rasch wachsender Intensität. Hastig zerrt sie den Lederbeutel mit den Medikamenten, den sie in ihrem Beautycase versorgt hat, hervor und kippt den Inhalt auf das Bett: Schmerzmittel, Beruhigungsmittel, Antidepressiva, Betablocker, Schlafmittel... Erst als sie sich überzeugt hat, dass reichlich Vorrat für mehr als eine Woche vorhanden ist, beruhigt sie sich. Sie zieht die Vorhänge zurück. Grell fällt ihr das Licht ins Gesicht. Sie legt den Rucksack in den Schrank, schliesst die Schranktür zu und steckt den Schlüssel in ihre Tasche. Nach ein paar Minuten tritt sie, ihre Augen mit einer dunklen Sonnenbrille geschützt, ins Treppenhaus.

Elisa klopft an Miriams Tür. Es ist still im Zimmer. „Miriam!“ ruft sie und drückt die Klinke. Das Zimmer ist abgeschlossen.

Elisa geht nach unten. Es ist fünf Uhr Nachmittags.

Mareike hört Elisa auf der Treppe. „Geht es noch immer nicht besser?“ fragt sie bedauernd.

„Es geht“, sagt Elisa mit angestrenzter Stimme, „es muss gehen!“. Dann bittet sie um einen schwarzen, starken Kaffee und setzt sich in die Gaststube. Die Luft ist abgestanden. Weder Miriam noch irgendwelche Gäste sind im Raum.

Mareike weiss auch nicht, wo Miriam sich aufhält. Sie hat sie seit Mittag nicht mehr gesehen. „Weit kann sie nicht sein“, sagt Mareike.

Der Kaffee schmeckt bitter. Dafür ist er stark und tut, wie die vorhin geschluckte Tablette, seinen Dienst: Langsam kehren Elisas Lebensgeister zurück.

„Ich habe von dem kürzlichen Tod Ihres Mannes vernommen. Das tut mir sehr leid“, sagt Mareike.

„Danke“, sagt Elisa. Sie trägt noch immer ihre Sonnenbrille, ein modisches Modell mit grossen, gewölbten Gläsern. Auf der dunkelbraunen Fassung sind zwei ineinander greifende „C“ eingelegt: Coco Chanel. Es ist ihr unangenehm, dass Mareike sie auf Michaels Tod anspricht.

„Das muss schwierig sein für Sie“, fügt Mareike bei und macht damit für Elisa die Situation noch unangenehmer. Elisa will keine Teilnahme, sie will nicht bestätigen müssen, wie schwierig es für sie sei, sie will nicht mitteilen müssen, wie es ihr geht. Dennoch versucht sie zu lächeln und möchte sagen: Ich habe es überlebt, oder: So ist das Leben halt, oder: Nach dem Regen wird auch die Sonne wieder scheinen. Stattdessen nickt sie mit dem Kopf und schweigt und fügt sich der vermeintlichen Erwartung der Fremden. Diese setzt sich ungebeten an den Tisch, sehr ungewohnt für Elisa, doch will sie es ihr nicht übel nehmen



und denkt, dass dies hier wohl üblich sei, über tausend Kilometer von Zuhause entfernt.

Mit dem Gedanken dass so weit entfernt auch andere Sitten und Bräuche gelten, versucht Elisa die hiesige Einfachheit oder gar Biederkeit für sich erträglich zu machen. Sie mag diese ärmliche Lebensweise, die sie zu sehr an die eigenen vier Wände aus Kindheit und Jugend erinnern, nicht. Gleich nach ihrer kaufmännischen Lehre hatte sie ihre eigene kleine Wohnung, chic eingerichtet, mit Möbeln aus der Ikea. Sie arbeitete als Ground Hostess im Zürcher Flughafen. Hier lernte sie Michael kennen. Um ein Haar hätte er seinen Flug verpasst, hätte sie damals nicht alles in Bewegung gesetzt. Es war dies ein typisches Muster, das symptomatisch für ihre Ehe werden sollte. Mit einundzwanzig heiratete sie ihn. Michael war sechsundzwanzig und hatte eben erst sein Medizinstudium abgeschlossen. Er war aus so genannt gutem Hause, ein Herrensöhnchen, aber blitzgescheit und ungemein ehrgeizig. Die frühe Heirat hat ihn nicht etwa belastet oder in seiner Karriere gebremst, ganz im Gegenteil! Elisa unterstützte seinen beruflichen Ehrgeiz und machte diesen zu ihrem eigenen Lebensinhalt. Sie war gewissermassen sein Backoffice. Sie recherchierte für seine Forschungsarbeiten und wertete Statistiken aus, sie tippte seine Publikationen und Vorträge, sie organisierte seine Kongressreisen und war anfänglich bei gesellschaftlichen Anlässen seine attraktive Begleiterin. Elisa hatte nichts dagegen einzuwenden, denn für sie ging ein Traum in Er-

füllung.

Es war Liebe auf den ersten Blick, damals auf dem Flughafen. Und später? Ja, später hat sich Elisa manchmal ganz heimlich gefragt, wo diese Liebe wohl geblieben sei. Sie hat solche Fragen, wiewohl sie selber es war, die sie stellte, völlig unangebracht gefunden und sie sich rasch wieder aus dem Kopf geschlagen. Einen bessern Mann als Michael hätte sie sich nicht wünschen können. Viel hatten sie gemeinsam erreicht und sie selbst hatte alles, was sie brauchte. Mit vierunddreissig, wurde sie Mutter. Michaels Karriere begann sich in eigener Dynamik weiter zu entwickeln, so dass Elisa sich zurückziehen und viel Zeit für Miriam aufwenden konnte. Auch wenn Michael von seiner Arbeit so beansprucht wurde, dass wenig Zeit für die Familie blieb, so konnte sie sich doch stets auf ihn verlassen. Bei vielen ihrer Bekannten kriselte es, Männer gingen fremd, Ehen gingen kaputt. Bei ihnen schien das Glück in eine feste Form gegossen, die zwar wenig Abwechslung und ein Bisschen wenig Lebendigkeit brachte, dafür verlässliche Kontinuität. Sicher gab es manchmal Zweifel und Auseinandersetzungen, auch Eifersucht war ihr nicht fremd, aber sie hatte sich gut im Griff.

„Sie ist sehr nett, Ihre Tochter“ sagt Mareike, „wir hatten nach dem Essen noch ein wenig miteinander geplaudert.“

„Ja, ich hoffe, sie macht ihren Weg“, sagt Elisa.

„Sicher wird sie das“, bestärkt Mareike. „Hat sie Geschwister?“

„Nein, nein“, wehrt Elisa ab. „Ein Kind ist genug.“

„Ihre Tochter gleicht Ihnen abgeschnitten, das ist mir gleich aufgefallen.“

„Das höre ich oft, aber mit fällt es nicht auf.“

„Mein Sohn hat von mir nicht viel mitbekommen“, sagt Mareike.

„Dafür umso mehr vom Vater“, sagt Elisa, obwohl die Ähnlichkeit des Jungen mit dem Wirt des Störtebeker Krugs nicht überwältigend ist. „Seine Augen sind sehr markant. Er hat dieselben Augen wie mein Mann“, sagt Elisa, „das hat mich sehr überrascht.“ Sie möchte nicht weiter über sich und Michael reden und wechselt das Thema: „Ihr Mann ist der Bruder des Postschiff-Kapitäns, nicht wahr?“

„Ja“, sagt Mareike zögernd. „Haben Sie mit ihm gesprochen?“

„Er ist sehr redselig, ich weiss gar nicht mehr, was er mir alles erzählt hat.“ Elisa mag sich nicht an die Einzelheiten erinnern, sie hatte halb geschlafen, als ihr, wie ihr schien, der Käpt'n sein Herz ausgeschüttet hatte. Er wird das wohl immer wieder tun, wenn er ein geduldiges Ohr findet, das ihn anhört.

„Ich habe ihn lange nicht mehr gesehen, ach das ist schon so lange her“, sagt Mareike, und ihre Stimme klingt wehmütig.

„Er meinte, er würde die Insel nicht wieder betreten“, sagt Elisa.

„Ich weiss“, antwortet Mareike in abschliessendem Ton.

Sie steht auf. „Ich will Sie nicht länger aufhalten.“

„Ich wollte Sie noch wegen der Vogelfelsen fragen“, sagt Elisa rasch.

Mareike bleibt am Tisch stehen, ohne sich wieder zu setzen. „Ich weiss es von Herrn Wulf. Sie möchten die Felsen besuchen. Das dürfte schwierig sein. Ist das denn so wichtig für Sie? Es ist ein Naturreservat, die Insel ist gesperrt.“

„Und niemand fährt hin?“ fragt Elisa.

„Eigentlich nicht“, sagt Mareike, zuckt mit den Schultern und lächelt unbestimmt. Dann wiederholt sie ihre unbeantwortete Frage, ob es denn so wichtig für Elisa sei, die Insel zu besuchen.

„Eigentlich schon“, antwortet Elisa. Sie setzt wieder ihre Sonnenbrille auf und bittet Mareike, ihr nochmals einen Kaffee zu bringen. Sie möchte nicht darüber reden, nicht sagen, was sie auf den Vogelfelsen will. Es geht keinen Menschen etwas an. Noch heute ist sie irritiert über das Geraune in der Kirche, als bei der Abdankung der Pfarrer Michaels letzten Wunsch erwähnte: „Trotz seinem an Ehren und Verdiensten so erfüllten Leben“, klangen seine Worte feierlich von der Kanzel, „entzieht sich Doktor Michael Ehrwert einer sichtbaren Gedenkstätte für seine letzte Ruhe – mit dem bescheidenen Wunsch, seine Asche möge am Strand auf einer kleinen, entfernten Insel ausgestreut werden. Das Meer als Leben spendendes Element wird so für den Verstorbenen gleichsam zum Symbol ewigen Lebens in Jesus Christus, unserem Herrn.“

Diese Worte begleitend, machte der Pfarrer mit Blick auf die mitten in Blumen und Kränzen erhöht auf einer Säule stehenden Urne mit Armen und Händen erst eine weit ausgreifende wellenförmige, das Meer darstellende Geste, lässt die Arme wieder zurück schwingen, um sie schliesslich, als imposantes Crescendo, hoch zum Himmel zu strecken .

„Schön hat er gesprochen! Wie ergreifend doch seine Worte waren!“ So hörte Elisa vor der Kirche über den Trauergottesdienst reden, und sie war sehr froh darüber. Sie wusste, dass alles genau so war, wie Michael sich das vorgestellt hatte. Mancher Trauergast wollte gerne wissen, wo denn das Ausstreuen der Asche wohl stattfinden würde. Ganz privat würde das erfolgen, wick Elisa der Frage aus, im engsten Familienkreis würde das geschehen. Sie wollte dies niemandem verraten, zu viele Fragen hätte das aufgeworfen.

Nicht am Mittelmeer wollte Michael seine Asche ausgestreut haben, nicht am Strand ihrer Flitterwochen, am Golf von Hammamet, und nicht in Kreta, wo sie so oft, zusammen mit Miriam, in den Ferien weilten. Die Ostsee hatte er sich ausgewählt, eine farblose Ecke, fernab von allem Glanz, ein winzigkleines Inselchen, von dem Elisa noch nie in ihrem Leben gehört, und das auch für Michael wohl völlig unbekannt war. Wie könnte Michael diesen Ort anders gewählt haben, als dass er geschlossenen Auges beliebig mit dem Finger auf eine Weltkarte getippt hatte. Solche spontanen Entschlüsse, solche verwirrenden

Überraschungen ungeachtet der Konsequenzen, die sie für andere hatten, war sich Elisa bei ihrem Mann gewohnt.

In seltenen Momenten in den vergangenen Jahren hatte Elisa sich vorgestellt, wie das einst sein würde, sollte Michael schon vor ihr sterben müssen. An seiner würdigen Grabstätte sah sie sich in Gedanken stehen, schwarz gekleidet zwischen dunkelgrünen Zypressen. Keinen Grabstein hätte sie für Michael gewählt, sondern einen Obelisk aus Marmor, aus rot und weiss geflammtem Marmor oder aus dunkelgrünem Granit, auf Spiegelglanz poliert und mit goldenen Lettern: Dr. Michael Ehrwert – 1950 bis... und später wäre darunter ihr Name hinzugefügt worden: Elisa Ehrwert-Niggli – 1955 bis... Oder vielleicht ohne Niggli. Bei dem Namen wird ihr eng um das Herz, gestorben ist für sie die Lisi Niggli, die sie einst war.

Elisa nimmt ihr Handy aus der Tasche und wählt Miriams Nummer. Miriam meldet sich nicht.

Mika war Miriam bis zum Ende des Dorfes gefolgt. Von hier konnte er den Fischerhafen überblicken, links die kleinen Fischerhäuschen, der Strand mit den zum Trocknen aufgehängten Netzen und den zwei Fischern, die dabei waren, ihre Netze zu flicken. Er sah, wie Miriam auf

sie zu ging und wenige Worte mit ihnen wechselte. Sie wird nach einer Überfahrt zu den Vogelfelsen fragen, dachte er und war froh, dass sie sich gleich wieder abwandte. Sie hatte offensichtlich eine abschlägige Antwort erhalten, und Mika dachte, dass er sie wahrscheinlich hinüber fahren werde, ja, ziemlich sicher würde er das tun. Je mehr er daran denkt, und er denkt schon seit Mittag daran, desto sicherer ist er sich.

Wie Miriam auf die Mole hinaus spaziert, eilt Mika mit raschen Schritten durch das Dorf zurück zum Strand auf der Ostseite des Fleckens. Am Strand angekommen, beginnt er zu rennen, vorbei an den zerfallenen Betonbauten aus den Kriegsjahren, über ein halbes Jahrhundert alt, bis zu dem Unterstand, wo er sein Boot liegen hat. Es ist um einen rostigen Eisenpfiler vertäut. Mika öffnet mit bebenden Händen den Knoten, flucht darüber, wie fest er das Boot festgezurrert hat und zieht es über die Steine ins Wasser. Er tut dies alles überaus hastig und aufgeregt, verhaspelt sich, stolpert über die eigenen Füße und rudert schliesslich vom Ufer weg. Er wirft den Motor an und fährt in Richtung Fischerhafen. In seinem Kopf drängt sich Bild an Bild: er holt sie an der Mole ab, er fährt sie zu den Vogelfelsen, er führt sie quer über die Insel, er zeigt ihr die seltenen Orchideen und die Vogelschwärme, er zeigt ihr sein Versteck im Bunker hinter den Ginstersträuchern, sie sammeln Muscheln, machen Feuer und kochen Wasser für Suppe und Kaffee, er zeigt ihr seine gesammelten Bernsteine: einen davon darf sie

sich auslesen und behalten. Nein, eine ganze Handvoll darf sie haben, alle darf sie haben, wenn sie will.

Mika stellt den Motor ab. Von hier aus kann er sie sehen. Wie hingeworfen liegt sie auf den Steinen der Mole.

„Was zauderst du?“ fragt ihn das Boot.

„Es ist anders als am Morgen.“, sagt Mika und rudert näher.

„Gewiss ist das anders“, sagt das Boot. „Ihr seid allein hier draussen, da ist kein Auge, das euch sieht, kein Ohr, das euch hört.“

„Ich fahr zurück“, sagt Mika. „Ich will nicht, dass sie mich sieht.“

„Angst?“, lacht das Boot. „Bist du dir zu gefährlich?“ Es hebt sich über einer Welle hoch und klatscht auf das Wasser. „Ich fahr dich zurück. Wenn du Schiss bekommst, fahre ich dich wieder zurück. Es kann dir nichts passieren, sie kann dir nicht über das Wasser folgen.“

Mika nimmt die Ruder und lässt sie lautlos ins Wasser gleiten. Er beginnt zu rudern, langsam und zögernd bringt er sein Boot näher zu Miriam hin. Sie schläft – eine brünette Meerjungfrau in eng anliegenden Blue Jeans und beige-goldener, dick gefütterter Polyester-Jacke mit Nieten und Knöpfen. Die Füße stecken in grauen Wildlederstiefeln. Und zwischen dem Silberglanz der Gürtelschnalle und dem elastischen Jackenbund schimmern ein paar Zentimeter nackte Haut.

Weit zurück liegt die Gelassenheit, mit der er Miriam am Mittag begegnen konnte. Bis in den Kopf hinein spürt er



das Hämmern seines Pulses. Hilflos und verwirrt stürzt er in freiem Fall aus seinen kühnen Phantasien in eine hilflose Leere. Dass sie schläft, erspart es ihm, reden zu müssen. Er wüsste nicht, woher er die Worte zusammenklauben könnte. Nur hier sein, nur sie anschauen und vielleicht auch berühren, ja das sicher auch. Und sie würde die Augen nicht öffnen, so wäre es gut für ihn, und kein Wort würde sie reden, eine leblose Puppe, eine lebensgrosse, leblose, wunderschöne Puppe.

Miriam's Handy klingelt. Sie setzt sich halbwegs auf, drückt vom hellen Licht geblendet die Augen zusammen und zieht ihr Handy aus der Tasche. Heftig schlägt Mika die Ruder ins Wasser, wendet das Boot und will den Motor anwerfen. Erschrocken fährt Miriam auf und kann nur mit Glück ihr Gleichgewicht halten. Das Handy, noch ehe Miriam den Anruf entgegennehmen kann, fällt zwischen zwei Steinbrocken und klingelt weiter. Es klingelt schrill und durchdringend, wie die alten, schwarzen Telefonapparate. Miriam bückt sich und streckt ihren Arm zwischen die Steine, aber ihre Hand kann das Handy nicht erreichen.

„Komm zurück, he, komm zurück!“, schreit sie Mika nach, der sich rasch entfernt. Und nochmals ruft sie, wütend und fordernd.

„Kehr um“, sagt das Boot. „Sie ruft dich. Du kannst jetzt nicht einfach abhauen. Du hast sie erschreckt, fahr zurück und schau, was los ist!“

Mika hält mit Rudern inne.

„Mein iPhone, du musst mir mein iPhone heraufholen!“

rufft Miriam lauter als der Klingelton und das Kreischen der Möwen.

„Hörst du?“, mahnt das Boot.

Langsam rudert Mika zurück. Er klettert auf die Mole und sichert das Boot mit einem Strick, den er zwischen zwei Steinen festklemmt.

Das Handy klingelt immer noch. Auch die Möwen kreisen und kreischen lauter als zuvor.

„Hol mir mein Handy herauf“, sagt sie halb bittend, halb befehlend zu Mika und denkt, dass es vielleicht Gabor sei, der sie anrufen will. Ein paar Mal schon hat er angerufen, seit sie Schluss gemacht hat. Sie hat seine Anrufe unbeantwortet gelassen.

Das Handy verstummt.

Miriam ist ebenso wütend wie verzweifelt. Tränen drängen ihr in die Augen. Unmissverständlich gibt sie Mika zu verstehen, wer dieses Missgeschick zu verantworten hat.

Mika legt sich bäuchlings über die Steine und führt seinen rechten Arm in die Spalte, in die das Gerät gefallen ist. Seine Arme sind kräftig und muskulös. Zu eng ist Raum, in den er hinunter greifen will. Mit den Fingerspitzen kann er das Handy beinahe berühren, drückt die Hand ächzend noch weiter hinunter – vergeblich.

„Ich schaff es nicht“, sagt er und zieht den Arm wieder hoch.

Dreifach hintereinander geht Miriam ein hässliches Wort über die Lippen, als könnte sie mit fäkaler Beschwörung ihr

Handy telekinetisch wieder zurückholen. „Das ist ein iPhone“, sagt sie scharf akzentuiert. „Das ist ein Tausend-Franken-iPhone.“ Sie sagt das, um Mika Eindruck zu machen, doch geht es ihr im Augenblick nicht nur um die Kosten, sondern auch um den verpassten Anruf.

Mika ist aufgestanden. Er schaut Miriam nicht an, starrt nur auf den Spalt, in dem das kostbare Ding verschwunden ist. Tausend Franken? Die Schweizer Währung ist ihm nicht geläufig, und der Euro ist ihm mehr als suspekt. Dass jemand Hunderte oder Tausende von Euros ausgeben kann, für modischen und technischen Schnickschnack, das kann er gut verstehen, würde er ja auch gerne. Aber wie man zu diesem Geld kommt, das ist für ihn das grosse Mirakel. Für die Arbeiten, die er bei Gelegenheit im Hafen oder im Dorf machen kann, verdient er wenig, und was seine Fisch- und Vogel-Präparate einbringen, reicht gerade aus, um hin und wieder nach Rostock zu fahren und ein paar Glasaugen, Leim, Garn, Ölfarben und Lack zu kaufen. Er könnte zwar mehr arbeiten, aber viel mehr würde dabei auch nicht herauspringen. Ausserdem hat er null Bock auf mehr Arbeit. Entweder macht er etwas falsch oder es stimmt etwas am System nicht – er hat sich diese Frage schon oft gestellt, ist ihr aber nie weiter nachgegangen. Er hat sich mit seiner Situation abgefunden, andere Möglichkeiten sieht er nicht.

Wieder klingelt das Handy zwischen den Steinen. Miriam stampft auf der Mole herum. „Gib mir dein Handy!“, sagt sie und streckt die Hand aus. Am wichtigsten ist ihr

jetzt, Gabor anzurufen, ihr Handy wird sich schon irgendwie heraufholen lassen.

Mika schüttelt den Kopf. Er hat noch nie ein Handy gehabt.

„Ich hole es später“, sagt er.

„Was heisst später? Ich muss es jetzt wieder haben. Und wie, sag mir wie du das machen willst?“ Miriams Stimme drückt Trotz und Ärger aus.

„Ich bin gleich zurück“, sagt Mika. „Mit einem Stecken und Klebepapier werde ich es hochziehen, das ist keine Sache. Oder mit einer Eisenstange, dann kann ich die Steine verschieben“, sagt er, „lass mich nur machen, geh' du nur schon zurück!“ Er ist sich sicher, dass er das Gerät ohne grosse Schwierigkeiten hochheben können. Nur ein Problem bleibt. Mika schaut zur Sonne, und er schaut zum Meer. Die Sonne neigt sich dem Abend entgegen. Der Wasserspiegel wird innert Kürze steigen. Kein Wort davon! „Keine Sache, überhaupt keine Sache!“ sagt er nochmals und fügt bei: „Ich fahr euch zum Vogelfelsen, morgen fahr ich euch hinüber!“

„Das ist das Mindeste!“ klagt Miriam. Sie ist entschlossen, auf der Mole zu bleiben, bis Mika wieder zurück ist.

Mika prüft die Vertäuung des Bootes, dann klettert er auf die Plattform und läuft über die Mole zum Hafen. Die beiden Fischer sind weg.

Zwischen den Steinen will das Klingeln nicht mehr aufhören. Miriam hält sich die Ohren zu.

Wind kommt auf. Kälter wird's.

Mika sucht im Hafen nach einer Eisenstange, mit der er die Steine der Mole bewegen könnte, um Miriams Tausend-Franken-Teil hervorzuholen. Alles, was er findet, sind nur Holzstangen, oder Eisenstangen, die irgendwo festgemacht sind.

Zwischen den Fischerhäuschen begegnet er zwei Männern. Der eine ist Lars, der vorhin zusammen mit einem andern Fischer Netzte geflickt hatte. Der andere ist Till, der Postbote in seiner gelben Parka. Das Motorrad steht neben ihm.

„Was treibst du dich hier herum?“ fragt Lars, der Fischer, argwöhnisch.

Mika weicht den beiden aus und geht weiter, hastig und ziellos.

„Du hast hier nichts verloren!“ ruft ihm der Fischer nach.

„Mika, warte!“, ruft Till, der Postbote. „Ich habe dich heute früh gesehen, nur dass du es weißt. Es bleibt natürlich unter uns.“

Mika bleibt stehen und wirft Till einen gehässigen Blick zu.

„Sag mal, was hat dir der Uwe geschrieben?“ Zu Lars

dem Fischer gewendet, fügt er bei, dass Mika letzte Woche einen Brief vom Käpt'n der Sturmmöwe erhalten hat.“

„Vielleicht kann Mike das Postschiff übernehmen“, sagt Lars der Fischer und lacht, dass es tönt, als würde er nasse Netze zusammenklatschen.

Mika greift in seine Jackentasche. Er spürt den Brief, der offenbar schon vor einer Woche angekommen war. Er hat kaum je Briefe erhalten, von Hand angeschriebene, persönliche Briefe schon gar nicht. Auch von Onkel Uwe ist dies der erste. Noch ist er sich nicht sicher, ob er den Briefumschlag jemals öffnen wird. Er schaut zum Meer und zur Sonne. Die Zeit wird knapp, das Wasser wird weiter steigen.

Ohne die Möglichkeit, den Steinbrocken zu verschieben, ist es sinnlos zurück zu gehen, denkt er. Und je mehr er die Chance schwinden sieht, desto mehr kehrt sich seine angstvolle Anspannung in ein ärgerliches oder gar gleichgültiges Gefühl: Was kann er dafür, dass sie nicht auf ihr Handy aufgepasst hat? Entweder findet er noch eine Möglichkeit, das Handy zu retten oder er geht gar nicht mehr zu ihr zurück. Das Boot ist gut vertäut, er wird es morgen holen, ja, morgen irgendwann.

Vielleicht hätte er das Handy mit einem Stecken verschieben können, um dann mit der Hand hinzugelangen?

Am Ende wäre es dann womöglich noch tiefer hinunter gefallen. Sie ist selber schuld, ganz selber schuld ist sie!

Oder mit Bindfaden? Mit Bindfaden könnte er eine

Schlaufe machen und das Handy vorsichtig heraufziehen, das müsste funktionieren.

Doch wo jetzt ein Bindfaden auftreiben? Mika möchte nach Hause gehen, das Handy geht ihn nichts an und das Mädchen kann ihm gleichgültig sein. Aber Mika geht nicht nach Hause, er geht wieder zur Mole zurück, mit schnellen Schritten bis zum Ende, wo unten auf den Steinen, das Mädchen sitzt.

„Und?“ fragt Miriam.

Mika zuckt mit den Schultern und schaut an ihr vorbei auf das Wasser. Dann steigt er auf die Steine hinunter und setzt sich, ein paar Meter von Miriam entfernt, auf einen der Steinbrocken.

„Und jetzt?“ fragt Miriam nochmals und fordert mit Mimik und Gestik, dass Mika eine Lösung vorschlagen soll.

„Ich kann dich zu den Vogelfelsen fahren“, sagt Mika. Er wendet sich ihr zu und schaut sie diesmal sogar an. Einen kurzen Augenblick nur, und doch länger, als er eigentlich wollte, sein Blick blieb an ihren Augen hängen, wie ein Fisch an der Angel und hing noch, als er sein Gesicht schon fast abgewandt hatte.

Miriam denkt, wie Recht ihre Mutter hatte, als sie sagte, die Augen des Burschen würden sie an Vater erinnern. „Erst muss ich mein iPhone wieder haben“, sagt sie.

„Das kannst du vergessen“, sagt Mika. „Das Wasser steigt, du kannst es vergessen.“

Miriam neigt sich über den Spalt, in dem ihr Handy liegt. Das Steigen des Wassers war ihr vorher schon aufgefallen.

Jetzt hat es das Handy erreicht. Ein dünner Wasserfilm kräuselt sich auf dem Stein und bildet an den Ecken des Handys kleine Kreise.

„Das ist schlimm“, sagt Mika. „Aber eigentlich ist es überhaupt nicht schlimm. Du kaufst dir einfach ein Neues.“

„Mach dich nur lustig“, sagt Miriam, „dir kann es egal sein.“

„Ist es mir auch“, sagt Mika und lacht. Er windet und streckt seine Glieder. „Kannst du das?“ fragt er, faltet seine Finger wie zum Gebet ineinander und drückt dann kräftig die Handrücken nach oben, dass es nur so knirscht und knackt, als wollte er die Fingerknochen aus ihren Gelenken drücken.

Angewidert schaut ihn Miriam an. Mit diesem Spielchen, hat ihr Vater sie früher immer geärgert – umso mehr, weil er wusste, wie sehr es sie davor ekelte.

Genüsslich nimmt Mika ihre Abscheu zur Kenntnis. „Oder das!“ Er steckt seine Zunge heraus und formt sie zu einem Röllchen.

Miriam will nicht hinschauen, aber ihre Neugierde ist grösser. Die Zunge u-förmig rollen, das kann sie auch. Damit hatte sie sich als Kind gegenüber ihrer Mutter profiliert und nicht begreifen können, dass ihr das nicht gelingt. „Das ist nichts“, sagt sie und macht es Mika nach, ganz kurz nur, dann lässt sie die Zunge wieder in der Mundhöhle verschwinden. Sie ist jetzt nicht für solchen Unsinn aufgelegt, Ärger ist eher angesagt, nachdem ihr iPhone sich als U-Boot versucht und endgültig



ausgeklingelt hat.

„Ich fahr dich zu den Vogelfelsen“, sagt Mika.

„Meine Mutter muss mitkommen“, sagt Miriam. „Sie ist im Hotel.“

„Dann fahr ich euch morgen“, sagt Mika.

„Und warum nicht jetzt?“

Mika schüttelt den Kopf. „Jetzt ist nicht gut“, sagt er. Es kommt für ihn nicht in Frage, sie zu den Vogelfelsen zu fahren, wenn ihre Mutter mit dabei ist. „Morgen“, sagt er, „morgen früh. Heute kommt Sturm.“ Er schaut zum Himmel und legt die Stirne in Furchen.

„Es sieht nicht danach aus“, sagt Miriam.

„Ich fahr dich zum Resort“, sagt Mika.

„Was für ein Resort?“

„Das Ferienresort. Nur zwanzig Minuten von hier. Da gibt es eine Kneipe und eine Disco.“

„Das glaube ich dir nicht“, sagt Miriam und bringt es immerhin schon zu einem Lächeln, wenn auch einem spöttischen.“

„Ich schwöre es“, sagt Mika. „Ich kaufe dir ein neues Handy, wenn es nicht stimmt“.

„Okay“, sagt Miriam. Sie ist sich völlig sicher, dass es nicht stimmen kann, was er sagt, aber es reizt sie, herauszufinden, wie Mika seinen Kopf aus dieser Schlinge, die er sich mit diesem Versprechen um den Hals legt, herausziehen wird. Es ist ein Spielchen und sie ist bereit mitzuspielen.

„Was hast du da?“ fragt Mika und schaut auf Miriams

Hand, die sie mit ihrem Taschentuch abgedeckt hat. Das Blut hat das Tuch rot eingefärbt.

„Es ist nichts“, sagt Miriam.

Mika zieht ein zusammengefaltetes Taschentuch aus seiner Jackentasche. „Nimm“, sagt er, „es ist grösser.“

„Es ist schmutzig“, sagt Miriam, ohne genau hinzuschauen. Sie hebt das blutfeuchte Tüchlein von der Hand. Ihr Handrücken ist mit dunklem, eintrocknendem Blut verklebt, nur die Wunde selbst ist hellrot und offen.

„Es ist sauber“, sagt Mika und wirft ihr sein Taschentuch in den Schoss. „Ich brauch nie ein Taschentuch“, sagt er lachend und wischt sich mit dem Ärmel seiner Lederjacke die Nase.

Miriam entfaltet das Tuch mit spitzen Fingern und bindet es sich umständlich um die Hand.

„Was hast du gemacht?“

„Ich bin hingefallen“, sagt Miriam.

„Hier?“

„Wo sonst?“

Sie steigen ins Boot und fahren weg.

Das Kielwasser zeichnet eine Spur hinaus aufs Meer. Rasch verliert sie sich in der bewegten Oberfläche des Wassers. Erst als sie im Boot sitzt, denkt Miriam, dass sie sich wohl etwas zu spontan auf diese Fahrt eingelassen hat. Kalt greift ihr der feuchte Fahrtwind unter die flatternde Jacke, und statt sich mit Händen und Armen dagegen wehren und sich wärmend schützen zu können, muss sie sich am Bootsrand festklammern, um nicht über Bord zu

stürzen. Mika schien Vergnügen daran zu haben, mit voll aufgedrehtem Motor und unberechenbarem Zickzack über die bewegte Wasserfläche zu jagen. Könnte er wie ein Delphin unter- und wieder auftauchen oder wie eine Meerforelle senkrecht über das Wasser hoch springen und in der Luft sich überschlagen – er würde es tun, und Miriam gebietet ihm trotzdem nicht Einhalt, sondern nimmt das ganze unabsehbare Risiko dieser Spritztour mit erregter Erwartung auf sich. Als Mika in die Nähe des Leuchtturms kommt, diesem rot-weiss-roten Zyklopen, als er in grossem Bogen um ihn herum kurvt und dann vom Meer her geradewegs auf den verlassenen Strand und das menschenleere Resort zusteuert, ist sie sich gewiss, dass sie hier keine Kneipe und keine Diskothek erwarten kann. Mit angezogenen Knien sitzt sie Mika gegenüber, den Rücken in Fahrtrichtung, auf einer niedrigen Holzkiste, die auf dem Boden des Bootes festgemacht ist. Das Gewehr, das Mika schon am Morgen mit sich herumgetragen hatte, liegt, nachlässig in eine Decke eingewickelt, auf dem Boden und rutscht mit jedem Stoss der Wellen, vor und zurück. Zwanzig Meter vor dem Strand hält Mika das Boot an. Eine lange Reihe durch Ketten verbundener Bojen verhindert die Weiterfahrt. Mika sucht eine Stelle, wo er mit hochgeklapptem Aussenbordmotor sein Boot durch die Absperrung hindurch manövrieren kann. Er tut dies alles wortlos und ohne auch nur einmal einen Blick auf Miriam zu werfen. Seine Bewegungen aber sind theatralisch übertrieben, um sein Schweigen zu kompensieren und

Miriam immerhin etwas fürs Auge zu bieten. Er muss sie hinhalten, fürchtet, sie könnte plötzlich umkehren wollen, zurück zum Störtebeker Krug. Ja, was, wenn sie nun plötzlich zurückfahren will? Nun, dann würde er sie halt zurückfahren. Er würde tun, was sie sagt, und wenn sie am liebsten zurückfahren will, lieber zurückfahren, als ins Resort einzudringen, dann soll ihm das auch recht sein. Eigentlich wäre ihm das sogar sehr recht, denn er weiss nun selber auch nicht mehr so recht, warum er mit ihr hierher gekommen ist, wo alles verschlossen und verlassen ist.

Mika schaut sie an, ganz kurz, und nur mit den Augen unsicher fragend, ob sie nicht doch lieber wieder zurückfahren möchte.

Miriam möchte nicht, erst recht nicht, nachdem sie sein Zögern bemerkt. „Wo ist die Diskothek?“, fragt sie, „ich höre noch keine Musik.“

„Willst du zurück?“, fragt Mika, ohne auf Miriams Frage einzugehen.

„Erst die Disco“, sagt Miriam. Es klingt trotzig. Jetzt gibt es keinen Zweifel mehr für Sie, dass Mika den Mund viel zu voll genommen hatte. Jetzt soll er sehen, wie er sich aus der Klemme hilft. Dies ist der eine Grund, dass sie bleiben will. Der andere ist weniger deutlich, aber noch viel gewichtiger: ein dumpfes Gefühl nimmt sie bei sich wahr, gemischt aus ebenso angstvoller wie lustvoller Erwartung, in diesen abgesperrten Bezirk einzudringen, allein mit diesem Fremden, dessen Verrücktheit dieses Abenteuer

noch viel unheimlicher und prickelnder macht.

Mika zieht sein Boot auf den Strand. Miriam hilft ihm ungefragt. Er hängt sich sein Gewehr über die Schulter und stapft dann voran über den schmutzigen Strand auf die kleinen, aus roten Backsteinen gebauten Bungalows zu. Türen und Fenster sind mit blau gestrichenen Holzläden verschlossen. Die mit kleinen Mäuerchen und Sträuchern abgegrenzten Vorplätze machen einen völlig verwahrlosten Eindruck. Zwischen den Steinplatten wuchert Gras und überall liegt Abfall herum, vom Wind mal in die eine, dann in die andere Ecke gefegt. Sie gehen zwischen den Bungalows hindurch bis zum andern Ende des Resorts. Hier zeigt sich eine Häuserfront wie aus einem Western, mit Terrassen und Balustraden und grossen, farbigen Schildern. Bars, Restaurant, Spielsalons, Fitnessraum, Diskothek, Souvenirshop, Einkaufsladen und andere Etablissements sind es, deren Eingänge alle verriegelt und zum Teil mit Ketten und Vorhängeschlössern zusätzlich gesichert sind.

„In einem Monat sieht das hier ganz anders aus“, sagt Mika.

„So ist's viel schöner“, sagt Miriam. Sie packt ihre Kamera aus und schießt ein paar Bilder, während Mika alle Türen abklappert und zu öffnen versucht.

„Warst du noch nie hier?“

„Doch“, sagt Mika, „aber nur im Sommer.“

„Nur im Sommer..?“ Miriam lacht und schüttelt den Kopf:  
„Ich glaub das nicht!“

„Kein Problem“, sagt Mika. Ihr Lachen verunsichert ihn. Er packt den äussersten Holzladen am Eingang zur Diskothek und hievt ihn mit einem Ruck aus den Scharnieren. Die Tür dahinter ist nicht abgeschlossen. Er öffnet sie und tritt durch einen schmalen Gang den grossen, Raum. Miriam folgt ihm, öffnet ein Fenster und stösst die Läden zurück: „Wow!“ Sie kann ihr Erstaunen nicht zurückhalten.

Grossflächig werfen Wände, Säulen, Theke und Decke in den Farben weiss, hellblau und violett das eintretende Licht zurück. Feiner Sand knirscht bei jedem Schritt auf dem dunkeln Parkettboden unter ihren Füssen.

Mika steht hinter der Theke und macht sich am Elektrokasten zu schaffen. Die Spiegelkugeln an der Decke beginnen sich zu drehen, und aus einem Scheinwerfer dringt wechselnd farbiges Licht, das von den unzähligen Spiegelfacetten der drehenden Kugeln aufgefangen und in den ganzen Raum zurückgeworfen wird.

„Schalt das Licht aus“, ruft Miriam, „anders ist es schöner.“

Auf der Theke stehen leere Bierdosen und schmutzige Gläser. Geputzt und aufgeräumt wird erst wieder bei Saisonöffnung. Ein halbes Dutzend Bierdosen sind noch ungeöffnet, daneben eine angebrochene Flasche Rum und ein kleines Transistorradio. Mika öffnet sich ein Bier und trinkt. Dann dreht er am Knopf des Radios: ein Klavierkonzert. Er stellt die Musik gleich wieder ab.

„Lass die Musik“, sagt Miriam. „Das ist schön.“

Mika stellt das Radio wieder an: Chopin, Klavierkonzert Nr. 2 in f-moll.

Miriam: „Ist doch schön, oder?“

Mika zuckt mit den Schultern und macht ein eher verächtliches Gesicht.

„Bleib so“, sagt Miriam und nimmt ihn mit ihrer Kamera ins Visier.

„Stell dich ans Fenster“, sagt sie.

Mika stellt sich ans Fenster.

Miriam fotografiert.

„Stell dich vor die Theke.“

Mika stellt sich vor die Theke.

Miriam fotografiert.

„Zieh deine Jacke aus“, sagt sie.

Mika zieht seine Jacke aus und lässt sie auf den Boden fallen. Ein Briefumschlag rutscht aus der Brusttasche.

Miriam fotografiert. „Du hast einen Brief verloren“, sagt sie.

Mika steckt den Brief in die Jackentasche zurück. „Von meinem Vater“, sagt er.

„Dein Vater schreibt dir Briefe?“ fragt Miriam ungläubig. „Du siehst ihn doch jeden Tag.“

„Der Kneipenwirt? Das ist nicht mein Vater“, sagt Mika. „Mein Vater ist Kapitän.“

„Oh! Und wo?“

„Auf dem Meer.“

„Und was schreibt er dir?“

„Ich habe den Brief noch nicht gelesen.“

„Lies ihn“, sagt Miriam und schaut Mika fast nur noch durch ihre Kamera an. Die verlassene Diskothek mit den herumstehenden leeren Bierdosen, Mika in seiner Unbeholfenheit und seiner Unbestimmtheit, ein Adoleszent, nicht mehr Junge, noch nicht wirklich Mann – das alles ist Zwischenzeit – das Thema ihrer Studienarbeit. Miriam sieht die fertige Arbeit plötzlich zum Greifen nah.

„Ich lese ihn später“, sagt Mika, „falls ich ihn überhaupt lesen werde.“

„Warum solltest du nicht?“ fragt Miriam. „Setz dich jetzt auf die Theke. Die Jacke – wirf sie über die Schulter!“

„Bin ich Dein Zirkusaffe?“ Mika greift zur Bierdose.

„Bitte tu es!“, sagt Miriam. „Ich brauche die Bilder.“

„Nimm auch ein Bier!“, sagt Mika. Er knackt eine Dose auf und schiebt sie ihr hin. „Da ist auch Rum.“ Er nimmt einen kräftigen Schluck aus der Flasche.

Miriam schüttelt den Kopf.

„Wenn du mich fotografieren willst, musst du trinken“, sagt Mika ultimativ.

Miriam nimmt einen Schluck aus der Bierdose. „Warum willst du den Brief nicht lesen?“, fragt sie und setzt die Kamera wieder auf Mika an.

„Ich kenne ihn kaum“, sagt Mika. „Er interessiert mich nicht besonders, und vielleicht ist er gar nicht mein Vater. Der erste war's nicht. Warum soll's der zweite sein? Du musst trinken, sonst lasse ich mich nicht fotografieren!“

Miriam trinkt.

„Da ist Rum“, sagt Mika. Er nimmt ein paar Schlücke



und schiebt ihr die Flasche hin.

Miriam trinkt. „Zieh dein Hemd aus!“, sagt sie. „Stell dich in den Durchgang neben die Tür und schau hinaus.“

Mika zieht sein Hemd aus. Er stellt sich neben die Tür und schaut hinaus. „Es ist saumässig kalt hier bei der Tür!“, sagt er. „Du musst trinken, ich will es nicht nochmals sagen müssen.“

Immer noch Chopin.

Miriam trinkt. Dann geht sie ins Freie und fotografiert Mika unter der Tür. Sie kann durchs Objektiv sehen, dass er friert. Kälte, denkt sie, Kälte ist auch Zwischenzeit. Kälte ist Stillehalten und Warten, bis die Wärme wieder kommt. Sie geht wieder hinein. Mika versperrt ihr den Durchgang. „Lass mich durch!“, sagt sie und drückt ihn weg. Sie geht zur Theke und trinkt.

Im Transistorradio wird das nächste Musikstück angesagt: Valse Triste von Sibelius.

„Zieh dich ganz aus!“, sagt sie. Es klingt sehr spontan, wie sie das sagt. Wie eine Regisseurin, die sagt: Setzt jetzt den Hut auf. Oder: Nimm das Glas in die Hand.

Mika schüttelt, unsicher lachend, den Kopf. „Sicher nicht!“ Am Strand ist er oft nackt, das ist kein Problem für ihn. Das Ferienresort hat einen Nacktstrand, was soll's! Aber hier und jetzt? Wieder schüttelt er den Kopf.

„Bitte!“, sagt Miriam und denkt, dass auch Nacktheit Zwischenzeit ist, Auszeit, Zeit ohne Kleider, ohne Mode, ohne Lüge. Kristallklar sieht sie das Konzept ihrer Studienarbeit vor sich. „Bitte“, sagt sie, „es ist wichtig für

mich!“

Mika schaut sie an. Einer dieser seltenen Momente, da er ihr direkt in die Augen blickt und zu erkennen versucht, wie ernst sie meint, was sie sagt.

Erschrocken versucht Miriam seinem Blick standzuhalten. Es sind die Augen ihres Vaters, die sie jetzt auch zu erkennen glaubt. Der Mutter war es schon aufgefallen: Dieser irritierend helle, fast transparente Blick, der es ihr immer schwer gemacht hat, sich abzugrenzen, weil ihr Auge sich nirgendwo festhalten kann.

„Okay“, sagt Mika, während er, wie zuvor auf der Mole, seine Hände faltet und die Handrücken nach oben drückt, dass es kracht und knackt im Handgebälk.

Miriam geht durch den Kopf, was Mika vorhin gesagt hatte: Wenn's schon der erste nicht war, warum soll es der zweite sein? Ein Schaudern geht durch ihren Körper, als plötzlich wieder die Frage in ihr auftaucht, was zum Teufel ihren Vater mit dieser Insel jemals hätte verbinden können.

Während Mika sich auszieht, schnappt sich Miriam die Rumflasche und setzt sie nicht eher ab, als bis sie leer ist.

Es geht schon gegen sechs Uhr. Von Miriam fehlt im Störtebeker Krug noch jede Spur. Elisa war, nachdem sie die beiden Kaffees getrunken hatte, wieder in ihr Zimmer

gegangen. Alle ihre Versuche, Miriam anzurufen, scheiterten. Lange hat sie klingeln lassen, aber Miriam hat weder die Anrufe entgegengenommen noch zurückgerufen.

Elisa geht wieder in die Gaststube hinunter. Ihre Migräne hat nachgelassen, nur grosse Müdigkeit ist es, die sie verspürt – vielleicht eine Reaktion auf die Kopfschmerzen, aber auch auf die Reise und überhaupt auf die vergangenen Wochen. Sie könnte sich hinlegen und schlafen, tagelang einfach nur schlafen, nichts denken, nichts tun müssen, nur schlafen. Sie hat das früher nie gekannt, doch mit Michaels Tod fühlt sie sich plötzlich in Frage gestellt. Wie zwischen Tür und Angel steht sie in ihrem Leben, und wenn sie ihren Namen nennen hört – guten Tag Frau Ehrwert, freut mich, Frau Dr. Ehrwert – klingt das in ihrem Ohr eigenartig fremd.

In der Gaststube sitzen vier Männer am Stammtisch: der Doktor, Lars der Fischer und einer mit einer marineblauen Elbseglermütze mit gestickter Borte, Kordeln und Wappenknöpfen. Auch der Wirt, Augustin Wulf sitzt mit am Tisch. Sie reden, rauchen, klopfen auf die Tischplatte und rücken mit den Stühlen. Elisa setzt sich an einen freien Tisch in der gegenüberliegenden Ecke. Mareike fragt, was sie ihr bringen dürfe.

„Ein Bier“, sagt Elisa, ohne auch nur eine Sekunde zu überlegen. Sie ist selber über sich erstaunt. Üblicherweise würde sie ein Glas Wein – was empfehlen Sie denn so an trockenem Weissen? – einen Tee – Sie haben doch sicher

Grüntee – oder ein Mineralwasser – aber bitte mit wenig Kohlensäure – bestellen. Und jetzt, fast ordinär, zwei Worte: ein Bier!

Aber ganz so einfach ist das nicht.

„Was für eines darf es denn sein?“ fragt Mareike. „Radeberger, Störtebeker, Köstritzer Schwarzbier, Erdinger Weissbier?“

„Ist egal“, sagt Elisa. „Bringen Sie mir das zweite, das klingt nach Hausmarke.“

„Ein Störtebeker? Sehr gerne! Es wird in Stralsund gebraut, es wird Ihnen schmecken.“

Elisa nickt.

Vom Stammtisch her richten sich forschende Blicke zu ihr hinüber und wenden sich, kaum schaut sie auf, von ihr ab, streifen wie zufällig weiter, zur einst hell geweißelten, inzwischen rauchgelb verfärbten Decke zwischen den mächtigen Holzbalken, oder seitwärts, den Drapierungen über den Fenstern entlang zu den aufgehängten Bildern oder den präparierten Vögeln, die auf weissen, von ebenso weissen Putten gestützen, gipsernen Wandkonsolen stehen, deren Tragflächen mit Sperrholz vergrössert wurden, um den Möwen, Enten und Tauben Platz zu bieten.

Mareike kommt mit dem Bier. Es ist Flaschenbier, dazu ein grosses Weissbierglas, in welches Mareike gekonnt die ganze Flasche einfüllt. Elisa hätte es sagen müssen: Ein Bier frisch vom Fass hätte sie vorgezogen. Dann aber sieht das Bier im Glas, mit seiner grossen Schaumkrone, doch

sehr verlockend aus. ‚Das Bier der Gerechten‘ steht unter dem Schriftzug von Störtebeker. Dasselbe auf einem Blechschild, das an der Wand hängt. Dazu, wie durch ein Fernrohr gesehen, ein mittelalterliches Hochseeschiff mit geblähten Segeln. Elisa erinnert sich an den Käpt’n auf der Sturmmöwe. Der Mann war ihr etwas unheimlich, auch unangenehm in seiner Selbstgefälligkeit, aber trotzdem irgendwie faszinierend. Er war ganz der Typ Mann, der sie beeindruckt: selbstsicher, mit gesundem Machtanspruch und einem kräftigen Hauch von Abenteuerlichkeit. Die Uniform, das weisse Hemd unter der weissen Weste, die Krawatte, die goldenen Knöpfe und die keinen Widerspruch duldende Kapitänsmütze haben diesen Eindruck noch unterstützt. Auch Michael war diese Art von Mann. Und doch war er ganz anders, denkt Elisa, ganz anders als dieser Käpt’n, der als waschechter Seemann wohl in jedem Hafen sein Liebchen hat.

Die Melodie von La Paloma geht ihr durch den Kopf. Wie waren bloss die Worte, die der Käpt’n gesungen hatte? Sie kann sich nicht erinnern.

Augustin Wulf muss seinen Gästen Auskunft über die Fremde geben. Er spricht leise, nur gerade am Stammtisch vernehmbar. Dass sie in Trauer sei, sagt er, dass ihr Mann gestorben sei.

„Dann ist sie wieder zu haben“, witzelt der Mann mit der Elbseglermütze.

Dass sie mit der Tochter da sei, flüstert Augustin, und was sie hier wollen, das frage er sich auch selber. Er

zwirbelt seinen Schnurrbart zwischen Daumen und Zeigefinger.

„Die Kleine habe ich im Hafen gesehen“, sagt Lars, der Fischer. Er trägt eine Anglerweste mit sicher einem Dutzend Aussentaschen. Sie habe ihn gefragt, wie sie zu den Vogelfelsen komme. „Fotos will sie machen“, sagt er mit verhaltener Stimme, „eine Vogel-Reportage wahrscheinlich. Die Kamera müsstet ihr sehen, so ein Riesending!“ Er zeigt mit seinen Händen die Länge des Teleobjektivs, als würde er die Länge eines gefangenen Hechtes zeigen. Da könne sie noch lange warten, habe er gesagt, zu den Vogelfelsen fahre sie keiner hin.

„Ist ja auch Unsinn, dass man nicht hinfahren darf“, entrüstet sich Doktor Damm, der als einziger nicht Bier, sondern Wein trinkt, einen badischen Spätburgunder von kräftig rubinroter Farbe. „Als ob den paar Vögeln und Orchideen ein gesunder Tourismus schaden würde. Genau das könnten wir brauchen: Leute, die herkommen, Reportagen schreiben und Deegland publik machen. Dann würde es sich endlich lohnen, den Strand aufzuräumen und einen attraktiven Badestrand daraus zu machen.“

„Wem sagst du das“, bestätigt Augustin.

„Ob wir hier pleite gehen oder nicht, das geht denen am Arsch vorbei“, poltert Lars, der Fischer.

„Ach, Unsinn!“, sagt der Mann mit dem Elbsegler auf dem Kopf. „Tourismus drückt bloss die Preise hoch. Wir bluten hier dafür, dass andere das grosse Geld machen.“

„Mit Geld machen ist für die heute auch nicht mehr weit

her.“

„Mit dem Euro hat es angefangen. Was haben Brot und Butter früher gekostet? Und was kosten sie heute. he?“

„Die Preise waren schon zu Mark-Zeiten gestiegen“, sagt Pastor Haller, der eben die Gaststube betreten, seinen Mantel an die Garderobe gehängt und den letzten Teil des Gespräches mitbekommen hat. Er setzt sich zu den andern.

„Redest du von der D-Mark oder von der Ost-Mark?“

„Ja, die gute alte Ost-Mark“, fährt Lars der Fischer dazwischen, „ich frag’ mich, was uns das alles gebracht hat.“

„Damals standen wir noch vor dem Abgrund. Heute sind wir einen Schritt weiter“, sagt der Doktor und hebt sein Glas, als wolle er auf die alten Zeiten anstossen. Sein Witz wird mit lautem Gelächter quittiert.

„Versündigt euch nicht!“, sagt der Pastor und hebt beschwörend seine Hände. Es war eine gottlose Zeit!“

Was der Pastor trinken möchte, fragt Mareike von der Theke her.

„Malteser“, sagt der Pastor und macht ihr schöne Augen.

Elisa trinkt ihr Störtebeker in kleinen Schlücken und nicht, wie der Name des Biers, aus altem Plattdeutsch übersetzt, empfiehlt: ‚Stürz den Becher‘. Den Namen hat sich der berühmte Seeräuber der Ostsee einst selber gegeben.

Ob denn niemand ihre Tochter gesehen habe, fragt

Elisa Mareike und diese gibt die Frage in die Männerrunde weiter.

„Lars hat sie gesehen“, sagt Augustin und zeigt auf den Mann mit der Fischer-Weste.

„Sie war auf der Mole. Klaas und ich haben sie dort ganz kurz gesehen. Dann ist sie hinter der Mole verschwunden, da haben wir sie natürlich nicht mehr sehen können.“

„Man muss dort nachschauen“, sagt Elisa. „Es könnte etwas passiert sein.“

„Und später war auch Mike auf der Mole“, sagt Lars. Erst lümmelt er bei meinem Schuppen herum, ich frage ihn: Mike, was suchst du da? Er gibt keine Antwort. Dann sehe ich ihn auf die Mole gehen, so schnell, als hätte er etwas ausgefressen, dann ist er hinunter gestiegen von der Mole, auf die andere Seite und blieb verschwunden.“

„Und du hast nicht nachgeschaut?“ fragt Augustin, als wäre es das erste, was er in dieser Situation gemacht hätte..

„Ich spionier dem Jungen doch nicht nach!“ wehrt sich Lars.

„Diese Mole, wo ist? Man muss hingehen“, drängt Elisa. Je mehr die Männer reden, desto grösser wird ihre Sorge.

„Kein Problem“, sagt der Fischer, „ich kann Sie nachher hinführen.“

Was das heissen soll, nachher, will Elisa wissen.

Der Fischer schaut auf sein noch fast volles Glas Bier.

Der Doktor schlägt vor, gleich jetzt mit seinem Auto hin-



zufahren, so sei man auch rascher wieder zurück.

Zwei Minuten später sitzt Elisa neben dem Doktor in seinem alten Volvo. Im Fond sitzt Lars und sagt, dass alle Aufregung überflüssig sei. „Auf Deegland geht niemand verloren“, sagt er, und der Doktor bestätigt es.

„Sie kommen aus der Schweiz?“ fragt der Doktor, obwohl er es von Augustin bereits vernommen hat. Er wartet darum auch keine Antwort ab, sondern fährt gleich weiter: „Was bringt Schweizer nach Deegland, das müssen Sie mir verraten.“

„Es gibt viele Gründe“, sagt Elisa ausweichend.

„Schweizer kommen selten nach Deegland. Es fehlen ihnen hier die Berge“, sagt der Doktor.

„Gefällt es Ihnen hier?“ will Lars wissen.

„Es ist schön“, sagt Elisa. „Ich habe ja noch kaum etwas gesehen. Eine schöne Kirche haben Sie.“ Elisa blickt aus dem Fenster. Sie hat keine Lust zu irgendwelchem Smalltalk. Zu beunruhigt ist sie über den Verbleib von Miriam.

„Ja, die Kirche ist schön“, sagt Lars. „Nur bin ich nie dort.“ Er lacht. „Ein alter Freund von Mareike, die Wirtin im Krug, war Schweizer. Aber das ist schon Ewigkeiten her.“

Elisa interessiert nicht, was der Fischer sagt. Sie kennt das von Reisen im Ausland. Überall erzählt man von den Schweizern, die schon einmal vor Ort waren, als würde in Helvetien jeder jeden kennen.

„Der Störtebeker Wirt hat ihn ausgehebelt“, sagt Lars und lacht.

Der alte Volvo fährt im Fischerhafen ein und hält bei der Mole.

„Niemand zu sehen“, sagt der Doktor.

„Sie war hinter der Mole“, sagt Lars. „Auf den Steinen hinter der Mole.“

„Dann sehen wir doch mal nach“, sagt der Doktor mit einer Stimme, als müsste er einem Patienten in den Hals schauen. Er geht voran, Lars und Elisa folgen ihm. Sie gehen bis zur Plattform.

Lars klettert auf die Steine hinunter. Mit klobigen Schuhen, aber sehr geschickt und mit der elastischen Beweglichkeit oder gar Eleganz eines Bären und auch mit derselben Postur, springt er von Steinbrocken zu Steinbrocken „Da liegt etwas zwischen den Steinen“, ruft er plötzlich und bückt sich.

Der Doktor und Elisa steigen nun ebenfalls von der Plattform hinunter. Miriams Handy schimmert durch das Wasser hindurch.

„Gehört das Ihrer Tochter?“ fragt der Doktor, wie er sieht, dass Elisa sich mit versteinertem Gesicht abwendet.

Sie nickt.

„Das will noch lange nichts heissen“, versucht der Doktor sie zu beruhigen. Seine Augen suchen aufmerksam das Wasser am Rand der Mole ab, was nicht zu Elisas Beruhigung beitragen kann, denn es scheint zu bestätigen, dass der Doktor das Schlimmste befürchtet.

„Sicher weiss Mika mehr“, sagt Lars.

„Erst müssen wir ihn finden“, sagt der Doktor.

Sie fahren zum Störtebeker Krug zurück, lassen Elisa aussteigen und fahren gleich weiter, die Küstenstrasse entlang zu Mikas und Mareikes Haus.

Eigentlich hat Mika heute bereits zu viel getrunken. Tagsüber bereits ein paar Dosen Bier und vorhin, im Ferienresort, Bier und ein paar Schlücke Rum. Den meisten Rum hatte Miriam getrunken. Er ist zu Hause, steht vor dem offenen Kühlschrank und starrt unschlüssig auf ein halbes Dutzend weiss-blauer Bierdosen.

Um diese Zeit ist seine Mutter meistens bei Augustin in der Kneipe. Sie will nicht, dass Mika das Restaurant Kneipe nennt. Er hat wenig Vergleichsmöglichkeit, aber immerhin hat er Restaurants in Rostock gesehen und kennt dort auch Kneipen, schlimmere als der Störtebeker Krug, aber eine Kneipe ist dieser trotzdem.

Die innere Rückwand des Kühlschranks ist von einer dicken Eisschicht bedeckt, weil die Tür nicht mehr richtig schliesst. Ausser Margarine und einem kleinen Rest Beinschinken hat es vor allem Hansa Dosenbier im Kühlschrank. Mika nimmt sich eines heraus und drückt die Kühlschranktüre mit dem Ellbogen zu.

In seinem Atelier macht er sich daran, weiter an seinem

Kranich-Präparat zu arbeiten, aber es fällt ihm schwer, bei der Sache zu bleiben. Der Alkohol ist das eine, das andere ist diese Geschichte mit dem Mädchen, erst auf der Mole und dann im Ferienresort – Erlebnisse, die er in keiner Weise einordnen kann und sie darum lieber gleich aus seinen Kopf schlagen will.

Vorsichtig trennt er die Haut des Kranichs vom Fleischkörper. Schädel, Flügelknochen, Bein- und Schwanzknochen bleiben in der Haut.

Mika öffnet das Fenster. Gerne würde er das Meer von seinen beiden Zimmern aus sehen können, aber der Blick geht nur in den Garten und auf die flachen, kargen Weiden dahinter. Ein paar Schafe kauen an den spärlichen Grasbüscheln herum. Sie können nicht wählerisch sein.

Er setzt sich wieder zu seinem Kranich, den man kaum mehr als solchen bezeichnen kann, auf die blaue Plastikdecke. Mit einem spitzen Messer und mit Pinzette und Schaber löst er das Fleisch von den in der Haut verbleibenden Knochen und entfernt Gaumen- und Kiefermuskeln. Seine Hände zittern, Schweissperlen zeigen sich auf seiner Stirn. Eine Arbeit, die er sonst mit Ruhe und Routine erledigen kann, gelingt ihm jetzt nur mit grösster Anstrengung.

Motorengeräusch vor dem Haus, dann das Zuschlagen von Autotüren. Ein Auto vor seinem Haus? Das kommt kaum jemals vor. Dann geht alles sehr schnell. Mika hört, wie an die Haustüre geklopft wird, wie die Haustüre geöffnet wird und eine Stimme „Hallo Mika!“ ruft. Es ist die

Stimme des Doktors.

Mika steht auf, geht durch sein Zimmer hindurch und tritt in den Flur. Der Doktor kommt auf ihn zu, hinter ihm Lars der Fischer. Rasch zieht Mika die Tür hinter sich zu und verbirgt seine Hände hinter dem Rücken. Sie sind mit Blut beschmiert, was seinen Besuchern nicht entgangen ist.

Lars drückt den Doktor zur Seite und pflanzt seinen mächtigen Körper hautnah vor Mika auf: „Wo ist das Mädchen?“

„Im Krug“, sagt Mika und stemmt sich zwischen die Türpfosten.

„Da ist sie eben nicht“, sagt der Doktor und versucht, seine Stimme sanft klingen zu lassen, „lass uns bitte durch.“

„Werde ich nicht“, sagt Mika.

„Was ist mit deinen Händen?“ fragt der Doktor.

„Was soll schon sein!“ antwortet Mika. „Verschwindet aus meinem Haus!“

„Dein Haus?“ sagt Lars höhnisch und drückt Mika den Zeigefinger auf das Brustbein. „Hast du es dir verdient?“ Es ist ein alter Ärger, dem Lars auf diese unschöne Weise Luft macht. Vor ein paar Jahren wurden ihm Netze gestohlen und das Boot beschädigt und kein anderer kam für ihn als Täter in Frage als Mika, obwohl diesem nichts nachgewiesen werden konnte. Augustin hat ihm den Schaden ersetzt.

Lars ist nicht der einzige auf Deegland, der nicht gut auf Mika zu sprechen ist. Die Ablehnung der Deeglander

gegenüber dem Jungen liegt auf der Hand. Ist nicht Undankbarkeit eine der Eigenschaften, die einem Menschen mehr übel genommen werden, als alle andern? Gross war die Zuneigung, die der kleine Mika im Störtebeker Krug bei den Dörflern fand. Das ging, bis Mika etwa vier Jahre alt war und sich anscheinend entschlossen hatte, seine Liebenswürdigkeit im Meer zu versenken. Erst war er aufmüpfig, hatte seinen Kopf und fand einen Heidenspass daran, die liebevolle Zuwendung, die er von allen bekam, mit seinen kleinen Füßen zu zertrampeln. Als er in die Schule kam, wurde er scheu und wortkarg. Er vermied es, den Leuten in die Augen zu sehen, starrte Löcher in den Boden, grüsste weder beim Kommen noch beim Gehen. Er wurde eigensinnig und verstockt.

„Ich werde dich schon zum Reden bringen!“, knirscht Lars verbissen.

„Lass das!“, ruft der Doktor, aber Lars lässt sich nicht bremsen, er senkt seinen Schädel und stösst ihn Mika ins Gesicht. Die Tür springt auf und Mika stürzt zu Boden. Benommen und aus der Nase blutend liegt er auf der Türschwelle.

„Bist du von Sinnen?“ schnaubt der Doktor Lars an und stösst ihn weg, damit er nicht noch mehr Unheil anrichtet. Er geht in Mikas Zimmer und schaut sich um. „Was für ein Schweinestall!“ möchte der Doktor ausrufen, aber er lässt es bei einem Kopfschütteln bewenden. Das Zimmer ist Chaos pur. Die Schranktüren stehen offen, Schubladen sind herausgezogen, Kleider liegen überall auf dem Boden

und auf dem Bett herum, dazwischen Bierdosen und halbfertige Vogelpräparate.

„Lass ihn los, Lars, das Mädchen ist nicht hier“, ruft der Doktor aus dem Atelier. Er kommt nicht gleich zurück, sondern schaut sich mit Interesse den zerlegten Vogelkörper an. Schliesslich platzt auch Lars ins Atelier und identifiziert das zerlegte Tier als Kranich.

Als sie zurückkommen, steht Mika im Badezimmer und wäscht sich das Blut vom Gesicht. Der Doktor stellt mehrmals dieselben Fragen, doch es ist nichts aus Mika herauszubringen. Dass das Mädchen sein Handy verloren habe, das wisse er auch selber, sagt Mika. Und das blutgetränkte Taschentuch: damit habe sie sich die aufgeschürfte Hand verbunden gehabt. Und woher sollte er wissen, warum die Hand aufgeschürft gewesen war! Und als er gegangen sei, da sei sie noch auf der Mole geblieben. Nein, gehabt hätten sie nichts miteinander. Zweimal wird er danach gefragt und zweimal verneint er. Und sein Boot habe er einfach dort gelassen. Ja, zu Fuss sei er nach Hause gegangen. Warum? Einfach so, andere gingen ja auch zu Fuss nach Hause. Ja, doch, er komme schon mit zum Störtebeker Krug, kein Problem!

Aber der Kranich, sagt Lars, der Kranich, das sei immerhin eine bewiesene Sache, eine Schande und ein Verbrechen zugleich.

„Jetzt lass mal, Lars!“ sagt der Doktor und wirft Lars einen strengen Blick zu. „Du stehst hier unter ärztlicher Schweigepflicht.“

Lars versteht nicht, was der Kranich mit ärztlicher Schweigepflicht zu tun hat und schaut den Doktor fragend an.

„Das mit dem Kranich, das solltest du gleich wieder vergessen – so, wie du den Jungen behandelt hast! Mein Gott, welcher Teufel hat dich da geritten!“

Der Doktor drängt, möglichst rasch zum Störtebeker Krug zurückzufahren, um Frau Ehrwert nicht länger warten zu lassen. Vor allem aber hofft er, Mareike könne mehr aus Mika herausholen als Lars mit seiner Gewalt und er mit seiner Vernunft.

Im Störtebeker Krug wurde inzwischen über den Verbleib der jungen Schweizerin gerätselt. Alle Möglichkeiten wurden abgeschätzt, wo sie sich aufhalten und was geschehen sein könnte. Mutmassungen in allen Szenarien, von harmlos bis schauderhaft, wurden heraufbeschworen, unterbrochen von Alltagsdiskussionen über das wechselhafte Wetter, die steigenden Lebenskosten und die Frage wohin denn überhaupt dies alles noch führen soll – ohne ‚dies alles‘ näher zu definieren.

Der kleine Suchtrupp trifft ein, der Doktor und Lars,



zwischen ihnen, wie einer, auf den man aufpassen muss, dass er nicht gleich ausreißt, Mika. Seine Nase ist aufgeschwollen, und um das linke Auge zeichnet sich veilchenfarbig eine Prellung ab. Das Nasenbluten, noch nicht ganz gestillt und mehrmals mit dem Ärmel der Lederjacke abgewischt, verliert sich in den Haarstoppeln des unrasierten Gesichts. Noch wackelig auf den Beinen, verzieht sich Mika in die Küche.

„Ich habe nichts aus dem Jungen herausgebracht“, sagt der Doktor zu Mareike. „Mach du mal, du kennst ihn besser.“

Mareike geht zu Mika in die Küche. Augustin will mit, aber Mareike schickt ihn weg.

Der Doktor und Lars setzen sich zu den andern an den Stammtisch. Elisa steht unschlüssig mitten in der Gaststube. Ziemlich fremd wirkt sie in ihrer eleganten Kleidung und dem dezent aufgetragenen Make-up mit der gepflegten, die Stirne frei haltenden Dauerwelle, die erst vor drei Tagen von einem der renommiertesten Coiffeurs von Zürich aufgefrischt wurde.

Der Doktor berichtet von der vergeblichen Suche nach Miriam, vom Handy im Wasser zwischen den Steinen und von Mikas Boot an der Mole und auch von ihrem Besuch im Hause von Mareike. Dann natürlich die Frage, warum Mika so havariert daherkomme. Lars rechtfertigt sich für seine Handgreiflichkeit. Kein Wort vom Kranich.

„Man muss etwas tun“, sagt Elisa. Man muss die Polizei alarmieren.“

Vielleicht sei das noch etwas zu früh, wendet der Doktor ein. Augustin stimmt ihm bei. Er fürchtet ein grosses Tamtam, und am Ende sei dann doch alles für die Katz. Apropos Katz: Kater Lenin steht maunzend vor der geschlossenen Küchentür und kann nicht verstehen, dass ihm niemand öffnet. Plötzlich rast er wie von der Tarantel gestochen davon. Lautes Schreien und der Lärm zerbrechenden Geschirrs aus der Küche hat ihn in die Flucht gejagt.

Die Männer am Stammtisch rücken ihre Stühle, Augustin springt auf, eilt zur Küchentür und reisst sie auf. Mika steht inmitten der Küche und hält mit beiden Händen ein grosses Ofenblech hoch. Augustins Protest nicht achtend, schmeisst er es mit aller Kraft auf den Boden, wo es laut scheppernd über die Steinplatten gleitet.

„Lasst mich!“ schreit Mika, „lasst mich in Ruhe!“, und noch bevor Augustin ihn davon abhalten kann, ergreift er eine Bratpfanne und schleudert auch diese auf den Boden. Mehrmals springt sie, über die Fliesen tanzend, auf, wie ein flacher Kiesel über der Wasseroberfläche, und schlägt dabei jedes Mal mit einem harten, schmerzhaft in die Ohren dringenden Klang auf dem Steinboden auf. Mareike steht in einer Ecke und hält sich die Hände vor das Gesicht.

Der Doktor, der Pastor und der Fischer drängen sich unter der Tür.

„Mika, das macht doch keinen Sinn“, sagt der Doktor mit lauter, gezwungen ruhiger Stimme und geht auf Mika zu.

„Mika, versünde dich nicht!“, doppelt weniger ruhig, aber mit pastoraler Feierlichkeit der Pastor, unter der Türe verharrend, nach.

Keine langen Worte macht Lars, der Fischer. Er gibt ein paar unartikulierte Laute von sich und stürmt auf Mika zu. Dieser wehrt sich wie ein verwundeter Löwe, aber den Kräften von Lars ist er nicht gewachsen. Lars packt mit beiden Händen Mikas Arm, mit dem der Junge bereits eine weitere Bratpfanne ergriffen hat und dreht ihn dem Jungen auf den Rücken. Mit einem Aufschrei lässt Mika die Pfanne fallen und geht in die Knie.

„Lass ihn los“, sagt Mareike zu Lars, „lass ihn los!“ Sie stellt sich vor Lars hin, aber der lacht sie nur aus.

Augustin hebt das Backblech und die weggeschleuderte Pfanne hoch. Er will sich nicht einmischen. Das soll Mareike mit den andern selber aushandeln. Er verzieht sich an das andere Ende der Küche und beginnt, den Spültisch auf Hochglanz zu polieren.

„Ja, was sollen wir da machen, Mika?“ fragt der Doktor und stellt sich zwischen Mareike und Lars. „Willst du nicht sagen, was los ist?“

Mika schaut ihn nur trotzig an und presst den Mund zusammen.

„Etwas muss doch sein, sonst würdest du doch nicht – weißt du überhaupt, wie du dich aufgeführt hast?“ Der Doktor versucht, seine Stimme ruhig und gemessen zu halten, obschon er jetzt lieber losdonnern würde. Mikas Widerborstigkeit untergräbt seine geliebte Gewohnheit, als

Respektsperson behandelt zu werden.

„Der Junge verbirgt uns etwas“, poltert Lars. Er hält Mika weiterhin fest wie in einem Schraubstock. Sein Fischergilet spannt sich in allen Nähten über seinem Rücken.

„Was geht's dich an! Lass den Jungen los!“, schreit Mareike und zerrt mit beiden Händen an seinem Oberarm, aber Lars schüttelt sie breit lachend ab.

„Was für ein Weib, wenn die wütend ist!“, staunt der Pastor und nippt, unter der Tür stehend, mit gespitzten Lippen an seinem Malteser. Sich einmischen, nein, das möchte er nicht. Er hält gern Distanz, wenn's brenzlig wird. Hat Seinesgleichen in der Kirche nicht eine Kanzel, um über den Dingen zu stehen, um von oben herab irdische Unzulänglichkeiten zu betrachten?

Derweilen steht Elisa mitten im Gastraum und kann nicht verstehen, warum sich hier alles um Mika dreht, dass nur geredet und gestritten wird, und an Miriam denkt kein Mensch. Zorn steigt in ihr auf. Wut auf dieses nutzlose Diskutieren, Wut auf diese ganze Reise, auf diese Insel, diese Menschen, Wut auch auf Michael, der dies alles eingefädelt hat. Sie geht nach oben. Sie braucht Ruhe, eine Minute nur, Ruhe um wieder klar denken zu können.

Bis vor ihre Zimmertüre hört Elisa den Streit aus der Küche. Noch im Flur stehend ist ihr, als habe sie aus Miriams Zimmer ein Geräusch vernommen. Sie drückt die Klinke, aber die Tür ist verschlossen. Sie klopft und ruft und rüttelt an der Türklinke und hört aus dem Zimmer nur irgendwelche Geräusche, ein Jammern vielleicht, aber

keine Antwort. Sie stürzt nach unten und ruft noch auf der Treppe nach Hilfe.

Augustin kommt ihr als erster entgegen.

„Sie ist im Zimmer, aber sie öffnet nicht“, sagt Elisa verzweifelt und sieht plötzlich ganz klein und zerbrechlich aus.

„Gibt’s denn das!“ ruft Augustin aus, „ich komme mit dem Schlüssel.“ Er holt einen zweiten Schlüssel und eilt, jeweils zwei Treppenstufen gleichzeitig nehmend, nach oben.

Zögerlich lässt auch Lars von Mika ab und murmelt, dass man den Jungen mal gründlich in die Mangel nehmen müsste, das habe noch immer geholfen. Er verlässt, gefolgt vom Doktor, die Küche und setzt sich wieder hinter sein Bier. Der Doktor nimmt, ohne sich zu setzen, erst zwei Schlücke von seinem Burgunder und geht dann mit der ihm gebührenden Gemessenheit nach oben. Der Pastor zieht es vor unten zu bleiben. Er füllt an der Theke sein Glas randvoll mit Malteser auf und stellt sich wieder unter die Küchentür, von wo er sowohl die Küche wie den Gastraum im Auge behalten kann.

Derweilen versucht Augustin die Türe zu Miriams Zimmer zu öffnen. „Es ist von innen verriegelt“, sagt er und ruft „Hallo!“ und hämmert mit der Faust an die Tür.

„Da gibt’s nur eines: aufbrechen!“, sagt der Doktor.

Augustin schaut bekümmert, wie der Doktor sich mit aller Kraft gegen die Türe stemmt. Sie bleibt im Schloss.

„Hol den Lars, für den ist das ein Pappenstiel“, sagt der

Doktor. Und er sagt noch: „Dann macht er nichts Dümmeres.“

„Ihr könnt mich mal!“, brummt Lars, der inzwischen auch bereits im Anmarsch ist, jetzt aber gleich rechtsumkehrt macht und beleidigt gegangen wäre, hätte der Doktor nicht des Fischers Unentbehrlichkeit in dieser Sache beschwört. Wortlos weist Lars die andern an, beiseite zu treten. Dann schätzt er die Distanz bis zur Türe ein, wiegt seinen Körper ein paar Mal hin und her, so wie man einen Rammbock in Schwung bringt, zieht den Kopf ein und wirft sich, Schulter voran, mit brachialer Gewalt gegen die Tür. Das Schloss löst sich krachend aus dem Türrahmen. Ohne ein Wort zu verlieren, dampft Lars ab, stampft die Treppe hinunter, wirft kurz einen verächtlichen Blick in die Küche und verlässt den Störtebeker Krug.

Mareike zieht Mika vom Boden hoch. Nur ganz langsam und behutsam bringt er seinen verdrehten Arm wieder nach vorn. Jede Bewegung schmerzt in der Schulter.

„Vergiss nie: Ehrlichkeit währt am längsten!“, sagt der Pastor mit erhobenem Zeigefinger. „Du bringst deine Mutter noch ins Grab!“ Er tauscht einen Blick mit Mareike. Sie schüttelt ärgerlich den Kopf und wendet sich ab.

„Wie lange wollt Ihr noch ohne den lieben Gott kutschieren?“ fragt er.

„Wir kommen ganz gut allein zurecht“, sagt Mareike. Ihre Stimme klingt ärgerlich und abweisend. Dabei wollte sie doch freundlich bleiben. Der Pastor ist Stammgast im Haus. Nur nicht noch mehr Geschirr zerschlagen jetzt,

denkt Mareike und versorgt die Pfannen mit denen Mika gewütet hatte.

„An Donnerstag ist Christi Himmelfahrt“, sagt der Pastor, „da will ich euch in der Kirche sehen.“

„Ja, ja, der Herrentag“, spöttelt Mareike und kann sich ein Lachen nicht verkneifen, „da fließt das Bier im Störtebeker Krug!“

Dem Pastor bleibt nur ein tiefes Durchatmen, um seine Ruhe nicht zu verlieren. Mareike hat seinen wunden Punkt getroffen: Christi Himmelfahrt, in den 60er Jahren von der SED als Feiertag gestrichen und vor zwanzig Jahren wieder eingeführt, hat sich als bierseliger Vatertag zum grössten jährlichen Inselfest etabliert, mit grossem Festzelt und Freinacht vor dem Störtebeker Krug. Einen schweren, sehr schweren Stand hat der Pastor auf der Insel. Nur jeder zehnte Deeglander ist eines seiner Schäfchen. Alle andern haben, wie Mareike, ihre Konfessionsfreiheit aus DDR-Zeiten behalten. Am Ende ihres achten Schuljahres hatte Mareike die Jugendweihe erhalten und feierlich gelobt, ihr Leben im Dienste des Marxismus-Leninismus zu führen. Erst nach der Wende stattete sie aus purer Neugierde der Kirche ein paar Schnupperbesuche ab. Es war ihr dabei, als würde man dort in einer ihr unbekanntem Sprache reden.

Der Pastor brummelt noch ein paar unverständliche Worte vor sich hin, zwängt sich in seinen Mantel und geht.

„Ich muss hinauf“, sagt Mareike. „Warum bloss sagst du nicht, was los war heute Nachmittag!“

„Wir waren im Ressort“, sagt Mika. Er atmet schwer. Seine Schulter schmerzt ihn.

„Im Ressort?“

„Es war nichts. Sie hat fotografiert, das ist alles.“

„Und dann?“

„Ich habe sie wieder hierher gebracht.“ Mika zittert am ganzen Körper.

„Gebracht!“

„Ja, gebracht. Durch die Hintertür eben. Sie war...“ Grinsend zeigt Mika mit einer Geste, dass sie betrunken gewesen sei.

„Du hast sie abgefüllt?“ Kopfschüttelnd schaut ihn Mareike an.

Mika behält sein Grinsen. Er wendet sich zum Gehen.

„Warte! Sag, was hat dir Uwe geschrieben?“, fragt Mareike.

Mika klopft mit der Hand auf seine Lederjacke: „Der Brief ist da. Ich habe ihn noch nicht geöffnet.“

„Mach ihn auf“, sagt Mareike.

„Nicht jetzt. Später – vielleicht“, sagt Mika. Unter der Tür dreht er sich nochmals um: „Onkel Uwe – er ist mein Vater, oder etwa nicht?“

„Augustin ist dein Vater“, sagt Mareike.

„Ich meine: mein richtiger Vater, das ist nicht Augustin, stimmt’s?“

Mareike bleibt ihm die Antwort schuldig. „Geh jetzt“, sagt sie. „Geh nach Hause. Ich muss schauen, was oben los ist.“ Sie drückt sich an ihm vorbei, streichelt ihm liebevoll



über die Wange und geht zur Treppe.

Elisa war als Erste über die Schwelle in Miriams Zimmer getreten. Nach ihr der Doktor und Augustin. Ein widerlicher Geruch wälzte sich ihnen entgegen.

„Ethanol“, hatte der Doktor gesagt.

Miriam lag angekleidet, noch mit ihrer Jacke, auf dem Bett. Nur sehr langsam wendete sie den Kopf zur Türe, ihre Augen waren nahezu geschlossen, die Pupillen sehr weit. Sie hatte auf ihr Kopfkissen erbrochen.

Elisa hatte versucht, ihre Tochter wachzurütteln, aber Miriam reagierte nur mit leichtem Wimmern und fahrigem, schwerfälligen Bewegungen. Während der Doktor jetzt Puls und Atmung prüft, geht Elisa mit starrer Miene und ebensolchen Bewegungen im Zimmer auf und ab.

„Sternhagelvoll“, sagt der Doktor schliesslich und legt seine Stirn in Falten. „Lüften Sie das Zimmer gut durch.“ Er zieht Miriam die Jacke aus und lagert ihre Beine hoch.

Elisa öffnet das Fenster.

Der Doktor löst das Taschentuch, das Miriam um die

Hand gebunden hat. „Aha!“ sagt er und betrachtet die Schürfung auf ihrem Handrücken. „Das Geheimnis des blutverschmierten Taschentuchs“, sagt er mit beabsichtigtem Pathos, als wäre dies der Titel eines Kriminalromans.

„Eine Magenspülung“, sagt Elisa plötzlich, „Sie müssen eine Magenspülung machen!“

„Mal sehen, was wir machen“, meint der Doktor gemächlich. Er hat nicht gern, wenn man ihm sagt, was er zu tun habe. Er verlässt das Zimmer.

„Wo geht er hin?“ Elisa richtet ihre Frage an Augustin, der nur die Schultern hoch zieht und dann zum Fenster geht, um es wieder zu schliessen.

Mareike schaut zur Tür herein.

„Könntest du hier...?“, fragt Augustin andeutungsweise und verdrückt sich nach unten.

Mareike bleibt unter der Tür stehen.

„Wo ist der Arzt?“ fragt Elisa.

„Er holt nur seine Tasche im Auto“, antwortet Mareike.

Elisa setzt sich auf die Bettkante. Sie hält Miriams feuchte Hand. Im Badezimmer tropft in regelmässigem Abstand ein Wasserhahn. Jeder Tropfen spürt sie in ihrem Kopf wie einen dumpfen Schlag. Sie fühlt ihr Bedürfnis, sich hinzulegen, die Augen zu schliessen und an nichts mehr zu denken. Sie hatte dieses Bedürfnis früher oft, und ihm oft nachgegeben. Doch selten hatte sich etwas von selbst zum Guten gewendet. So hat sie gelernt, dem Schicksal nicht blind zu vertrauen, sondern es selber in die

Hand zu nehmen. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Soll Miriam über ihr Kontrollbedürfnis lächeln wie sie will, und auch Michael hatte oft wenig Verständnis dafür. Zu gewissenhaft sei sie, hatte er oft gesagt, zu perfektionistisch. Er wollte ihr damit sagen, dass sie die Dinge leichter nehmen soll, aber das ging doch nicht. Gewissenhaft und perfektionistisch - das war er doch selber auch!

Elisa steht auf und geht einige Schritte neben dem Bett hin und zurück. Das hilft ihr, klare Gedanken zu behalten. Wie ein Tiger, eingeschlossen in seinem engen Käfig schreitet sie von einer Wand zur andern, ungeduldig überlegend, was sie selbst jetzt tun könnte.

„Es wird schon wieder gut werden“, sagt Mareike und legt Elisa die Hand auf die Schulter. Elisa spürt, wie sich ihr Körper verspannt. Sie mag keine solchen Berührungen, die Probleme nicht lösen sondern nur verniedlichen. Abrupt steht sie auf. Sie will jetzt nicht Trost und Unterstützung, sie will, dass endlich etwas getan wird.

„Der Doktor wird gleich kommen“, sagt Mareike, die Elisas Gedanken erraten zu haben scheint. „Er bringt Kohletabletten.“ Sie wechselt Miriams Kopfkissen aus.

Elisas Handy klingelt. Es ist Gabor. Er möchte Miriam sprechen, sagt er. Er habe sie mehrmals angerufen, aber sie nehme ihr Handy nicht ab.“

„Sie kann jetzt nicht, sie ist krank“, sagt Elisa. Sie geht in ihr Zimmer hinüber. Gabor will wissen, woran sie erkrankt sei.

„Nichts Schlimmes“, sagt Elisa, „ich muss jetzt gehen.“ Sie unterbricht die Verbindung. Sie hört, wie Miriam erbrechen muss. Unschlüssig bleibt sie vor ihrer Tür stehen. Dann geht sie in ihr Zimmer zurück und schliesst die Tür. Sie legt sie sich aufs Bett und weint. Ihre Augen aber bleiben trocken. Sie hört das Hin und Her im Flur, sie hört die Stimmen, sie hört, wie die Türe zu Miriams Zimmer immer wieder geöffnet und wieder zugezogen wird. Alles klingt wie von sehr weit weg. Würde sie aufstehen wollen, sie würde es vergeblich versuchen, denn sie spürt ihre Beine nicht, spürt auch die Arme nicht, ihr ganzer Körper fühlt sich an, als sei er aus Styropor. Zwischen Wachheit und Schlaf liegt sie in einem enthobenen Zustand der Starre, den sie mit Gleichgültigkeit wahrnimmt.

Es ist etwa sieben Uhr, als Mika zu seinem Boot geht. Er bindet es los, zieht es ins Wasser und steigt ein. Er rudert vom Ufer weg, kippt dann den Motor fahrbereit nach unten und bringt den Choke in Startstellung. Nach dem dritten Startversuch springt der Motor an. Mika fährt erst die Inselküste entlang, dann hinaus aufs Meer. Seine Schulter schmerzt und seine Nasenlöcher sind blutverkrustet. Er taucht seine Hand ins Wasser und kühlt

sich das Gesicht. Das Salzwasser löst auf der Haut über dem Backenknochen ein heftiges Brennen aus. Mika versucht in seinem Kopf die Dinge, die da geschehen sind, zu verstehen. Da reiht sich Frage an Frage und auf keine einzige hat er eine Antwort: Warum hatte er vor dem Hotel auf das Mädchen gewartet? Warum war er ihr gefolgt? Warum hatte er sein Boot geholt und ist zur Mole gefahren? Warum ist er mit dem Mädchen ins Ferienresort eingedrungen? Warum hat er sich von ihr nackt fotografieren lassen? Was will sie mit diesen Fotos? Warum hat er nicht mit ihr geschlafen, obwohl sie das wollte? Und warum hat er sie, als sie stockbesoffen war, in den Störtebeker Krug gebracht – heimlich durch den Hintereingang, damit niemand sie sehen konnte?

„Mika, du stellst lauter unwichtige Fragen“, sagt das Meer. „Nur eine Frage ist wichtig, Mika: Wer ist schuld an allem?“ Die Stimme des Meers klingt tief und dunkel, wie Wehklagen, ganz vom bodenlosen Grund herauf. Ebenso sind die Antworten. Er sollte aufhören, mit dem Meer zu reden, er weiss es, aber er kann es nicht lassen. Manchmal hört er einfach nicht hin. Wenn er die Augen schliesst oder zum Himmel blickt, verstummt das Meer. Auch dann schweigt es, wenn er hinüber schaut, zu den Vogelfelsen. Dies ist immer gut. Die Vogelfelsen sind seine Freunde. Manchmal aber erfasst ihn eine unerklärliche Sehnsucht, den Worten des Meeres zu lauschen, obwohl sie so schwer und unerträglich sind. Er saugt sie in sich auf wie bittersüßen Honig. Das Meer macht nicht viele Worte.

Eigentlich ist es immer dasselbe, was es sagt. Es schaut ihn an mit tiefem, dunklem, vorwurfsvollem Auge und schiebt ihm für alles Mögliche die Schuld zu. Auch dafür, dass seine Mutter manchmal still vor sich hin weint, wo es doch gar keinen Grund zum Weinen gibt. Vielleicht, denkt Mika manchmal, vielleicht hat das mit dem Märchen zu tun, das ihm seine Mutter früher, als sie vor Störtebeker Krug wieder in ihr Haus gezogen waren, oft an den stillen Abenden erzählte und am Ende stets zu Weinen begann. Es war das Märchen von einem König aus einem grossen, weit entfernten Land, der auf einer ebenso weit entfernten kleinen Insel eine Prinzessin besuchte. Er kam, blieb wenige Tage und dann ging er wieder. Eines Tages wurde die Prinzessin schwanger und bekam ein Kind. Der König aber kam aus einem Land, wo es keine Kinder gab, und er hatte in seinem ganzen Leben noch nie ein Kind gesehen, so dass er sich gar grausam fürchtete und von jenem Tag an die Insel niemals wieder betrat. Erst viele, viele Jahre später, als der König und die Prinzessin schon alt und schrumpelig geworden waren, das Kind aber gross und stark, kam der König auf die Insel zurück und heiratete die Prinzessin, die Tag für Tag auf ihn gewartet hatte. Sie lebten glücklich bis an ihr Lebensende. Das Kind aber, das gross und stark geworden war, wurde Herrscher über das ferne Land und regierte es mit Weisheit und Liebe. Dieser Schluss hatte Mika immer besonders gefallen, und kaum konnte er erwarten ihn zu hören. Natürlich hatte er sich vorgestellt, dieser Junge zu sein. Dass sein Vater aber nur

Kapitän auf dem Postschiff sein sollte, damit war er nie wirklich zufrieden. Heute sieht er das etwas anders. Kapitän ist fast so gut wie König, vielleicht sogar noch etwas besser.

Nein, den Brief will er jetzt noch nicht lesen. Vielleicht später. Vielleicht auch später nicht. Eigentlich kommt er ganz gut ohne Vater zurecht. Wenn er sieht, wie andere auf der Insel von ihren Vätern verhöhnt und grün und blau geschlagen werden und eingespannt werden wie Sklaven auf einer Galeere, dann denkt er, dass er tausend Mal besser dran ist.

Es dunkelt, als Mika beim Vogelfelsen ankommt. Die Wolken haben sich verzogen. Wie eine Kuppel aus Stahl wölbt sich der Himmel über ihm. Mika kann auf Deegland hinüber sehen. Flach und farblos liegt die Insel im Wasser. Er steuert das Boot zwischen zwei Felsen auf einem schmalen, sich verengenden Wasserstreifen hindurch. An einer Felsplatte macht er das Boot fest und geht dann zu Fuss, sich durch dichte Ginstersträucher zwängend, den ansteigenden Engpass weiter bis zu einer, den Weg versperrenden Betonmauer. Von einem Ende zum andern zieht sich über die Mauer ein dichtes Stacheldrahtnetz, völlig durchwachsen von Sträuchern und kleinwüchsigen Bäumen. Mika zieht die rostige Stahltüre auf, die kniehoch über dem Erdboden eine quadratmetergrosse Öffnung in der Mauer verschliesst. Im Raum, den er durch ein paar hinabführende, von Erde und Laub verschmutzte Treppenstufen betritt, ist es stockfinster, aber Mika kennt

sich hier auch ohne Licht aus. Seine Hand ertastet die Taschenlampe, die er am Ende der Stufen deponiert hat. Im Licht der Lampe zündet er zwei Kerzen an. Sie vermögen den Raum nicht bis in alle Ecken zu erhellen. Er ist so hoch, dass Mika die Arme strecken muss, um die Decke zu berühren. Decke und Boden sind betoniert, die Wände sind aus Beton und gewachsenem Felsen. Der Bunker hatte einst als Lagerraum gedient und stammt aus der Zeit, als die Vogelfelsen zum militärischen Übungsgebiet von Deegland gehörten. Es gab hier einige dieser gemauerten Zeugen aus dem zweiten grossen Krieg des vergangenen Jahrhunderts. Sie wurden nach Kriegsende von den sowjetischen Besatzern geräumt.

Als Mika den Bunker zufällig entdeckte, fand er darin Kleider, Waffen und Munition. Auch jetzt noch wirkt der Raum wie ein abgespecktes Arsenal, mehr aber noch wie ein Kuriositätenkabinett. Vogelpräparate liegen herum, an den Wänden stehen offene und geschlossene Kisten mit Waffen und Munition: ein Dutzend Mauser-Karabiner 98K, eine Kiste mit Granatenaufsätzen, Gewehr- und Handgranaten. Daneben, auf zwei Steckenbeinen, die Brust mit Papier ausgestopft, ein grüner Offiziersmantel mit hellgrünem Brustklappenfutter. Aus dem Kragen ragt eine Holzlatte mit aufgesetzter Militärmütze. Der Kopf: der stachelige Panzer einer nordischen Seespinne. Ihre Scheren und Beine baumeln nach unten, als wär's ein ausgefranster Vollbart. Zwei weitere Militärmäntel, Feldhosen und Feldblusen hängen an einem der grossen,



die Decke verstärkenden eisernen T-Balken. Am hinteren Ende des Raumes steht eine Holzpritsche, darauf ein Gewühl von Wolldecken. Daneben ein Tisch mit schmutzigem Essgeschirr. Überall liegen leere Bierdosen und PET-Flaschen herum. Mika holt sich aus einer Kiste eine Dose Bier, setzt sich an den Tisch und trinkt. Es ist sehr kühl und feucht in dem Raum.

Mika zieht sich eine Feldjacke über und kriecht durch die niedrige Luke wieder ins Freie. Bier und Taschenlampe nimmt er mit, die Kerzen lässt er brennen. Er steigt über die Stufen, die in den Stein geschlagen wurden, den schrägen Felsen hinauf. Von oben hat er einen freien Blick aufs Meer und auf Deegland. Rücklings legt er sich hin und schaut zum Himmel. Ganz unterschiedlich hell sind die Sterne, als leuchte ein Licht durch kleine und grosse Löcher in der Himmelskuppel, durchgestochen mit Stecknadeln und mit der Ahle durchgebohrt. Ein paar Sternbilder kennt er, aber freuen tut ihn das nicht. Nie wieder wird er, seit er sie kennt, den Nachthimmel unvoreingenommen betrachten können. Ob er es will oder nicht, stets springen ihm diese Sternbilder als kompakte Gestalten ins Auge, als wären ihre Sterne mit dicken Strichen untereinander verbunden: der grosse und der kleine Bär und, sehr augenfällig, das Sternbild der eitlen Kassiopeia, die sich einbildete, noch schöner als des Meergottes Nereus Töchter zu sein. Ihre fünf Sterne bilden die markante Form des Buchstabens W. Gleich neben der Schönen, etwas näher zum Himmelspol hin, das Sternbild

ihres Ehemanns Kepheus, dem König von Äthiopien und Vater von Andromeda. Auch sie ruht mit ihrem Sternbild neben Kassiopeia. Der Nachthimmel ist ein Friedhof für Götter und Helden. Sternbilder statt Grabsteine erinnern an ihre Namen und Geschichten. Einem Ungeheuer hätte Andromeda geopfert werden sollen, aber Spiderman, vielleicht hiess er auch Perseus, rettete sie und bekam sie dafür zur Gattin und obendrein noch das ganze schwiegerväterliche Königreich, so dass sich das Ganze für ihn offenbar sehr gelohnt hatte. Sie alle sind hier als Sternbilder verewigt, aber sehr schwer auszumachen auf dem komplizierten Kataster dieses Firmamenten-Friedhofs.

Mika interessiert das alles nicht. Wissen macht dumm, das ist seine Meinung. Selbst die einfachsten Dinge, die Mika gelernt hat, kommen ihm manchmal unheimlich störend und einengend vor. Ist das Wasser nicht bloss nass, weil das alle behaupten? Vielleicht gibt es auch trockenes Wasser, so wie es heisses und kaltes, blaues und grünes Wasser gibt. Und Lichter, die dunkel sind, statt hell? Wenn er jetzt zu den Lichtern auf Deegland hinüberschaut, dann weiss er: es sind die Lichter von Deegland. Dasselbe, wenn er die Augen schliesst und wieder öffnet. Wüsste er es nicht, es könnten Lichter der kalifornischen Küste sein. Oder die Lichter von Casablanca. Er könnte sich ins Boot setzen und hinüberfahren, und er käme dann weder nach Amerika noch Afrika, sondern an eine Küste, die noch kein Mensch je betreten hat. Die Lichter sind keine Strassenlampen, keine Autoscheinwerfer und keine

Glühbirnen, die von Wohnzimmerdecken hängen, sondern die hellen Augen von Wesen, die noch keine Namen haben, und die ihn einladen, bei ihnen zu bleiben, weil seine Augen ebenso hell sind wie die ihren. Bei ihnen wird er dann zu Hause sein.

Es ist neun Uhr und draussen schon dunkel. Der Doktor ist immer noch im Störtebeker Krug. Zwischendurch war er mehrmals in seiner Praxis. Jetzt sitzt er mit Augustin und Mareike am Stammtisch. Er schiebt den leer gegessenen Teller von sich weg und holt sich mit den Fingern eine Fleischfaser aus den Zähnen.

„Hat Mika die Ente geschossen?“

Augustin und Mareike wechseln schweigend einen Blick.

„Lieber Ente als Kranich“, fügt der Doktor lächelnd bei. „Ich habe genau hingeschaut: euer Junge hat Talent, er sezirt wie ein Chirurg.“

„Ausbeinen wie ein Chefkoch wäre mir lieber“, sagt Augustin. Er steht auf und trägt Teller und Besteck in die Küche.

„Habt ein Auge auf sie!“, mahnt der Doktor. Er trinkt sein Glas aus und steht auf. „Wenn etwas ist, könnt ihr mich holen.“

Nachdem der Doktor das Haus verlassen hat, geht Miriam nach oben und klopft an Elisas Tür. Keine Antwort. Sie öffnet die Tür um Spaltesbreite: Es ist dunkel im Zimmer. Mareike hört Elisas ruhige Atemzüge und zieht die Tür leise wieder zu. Sie geht zu Miriam ins Zimmer.

Miriam schläft.

Mareike lässt sich in den Fauteuil in der Zimmerecke fallen. Die Anspannung des heutigen Tages fällt von ihr wie Schnee vom Dach. Eine grosse Müdigkeit macht sich in ihr breit. Eine halbe Stunde gönnt sie sich etwas Ruhe, dann steht sie auf und öffnet das Fenster. Die Luft ist kühl und frisch und durchsetzt von einem schwachen süss-säuerlichen Geruch: Die Tonne mit den Küchenabfällen steht neben dem hinteren Ausgang der Küche. Der Deckel liegt schräg auf der Tonne und lässt sie zur Hälfte offen. Das Licht aus der Küche fällt auf den gepflasterten Hinterhof, auf die Harasse mit den leeren Glasbinden, auf kaputte, übereinander gestapelte Korbstühle, auf die Blumenkiste mit dem Basilikum, auf einen Stapel Dachziegel, auf einen grossen zerbrochenen Spiegel, in dem sich das helle Küchenfenster spiegelt.

Was wäre, überlegt Mareike, was wäre heute anders, wäre Michi weiterhin nach Deegland gekommen, drei oder vier Tage, alle ein oder zwei Monate?

Und was, wäre er für immer auf Deegland geblieben?

Oder sie wären zusammen irgendwohin gefahren, ausgewandert nach Südamerika oder nach Australien?

Und immer wieder der Gedanke: Was, wenn er eines

Tages plötzlich wieder zurück kommt? Sie würde Michi keine Fragen stellen. Fast alles würde er so vorfinden, wie früher. Seine Kleider sind noch im gleichen Schrankfach wie immer. Ein paar Mal hat Mareike sie gewaschen und sorgfältig wieder zurückgelegt.

Lenin taucht aus dem Dunkeln auf und schaut maunzend zu Mareike hoch. Dann setzt er sich, laut Einlass begehrend, vor die Küchentür.

Mareike schliesst das Fenster. Sie geht hinunter, um Lenin herein zu lassen.

Als Mareike wieder in die Gaststube hinunter geht, sitzt Augustin allein am Stammtisch und döst vor sich hin. Mareike weckt ihn und bittet ihn, öfter einmal einen Blick in Miriams Zimmer zu werfen. Spätestens in einer Stunde sei sie wieder zurück, sagt sie. Sie will nach Hause, um nach Mika zu sehen. Wie er heute Abend ins Gasthaus gekommen war, mit dem aufgeschwollenen Gesicht und der blutverklebten Nase, und die Art, wie Lars mit ihm umgegangen war – das lässt ihr keine Ruhe.

Mareike steigt auf ihr altes Diamant-Fahrrad mit stählernem Schwanenhalsrahmen aus dem Volkseigenen Betrieb der DDR.

„Geh zurück, ich komme ja gleich wieder!“, ruft sie Lenin zu, der neben ihr her springt. Aber Lenin kehrt nicht um. Er kennt den Weg und rast ihr voraus.

Die Haustüre ist, wie meistens, nicht abgeschlossen. Mareike tritt ins Haus und ruft nach Mika. Er ist nicht da. Aus seinem Atelier ertönt ein Schleifen und Kratzen.

Mareike öffnet die Tür und knipst das Licht an: es ist Lenin. Er steht mitten im Raum, den Kranichkopf zwischen den Zähnen. Er schüttelt seine Beute und zerrt an ihr herum, bis er sie, als Mareike ihn wütend bei seinem Namen ruft, fallen lässt und stolz schnurrend, mit hochgestecktem Schwanz auf sie zukommt und ihr um die Beine streicht. Federn liegen überall herum, der Vogelkopf ist zerbissen, Ober- und Unterschnabel stehen quer zueinander. Mareike schliesst das Fenster und verlässt, gefolgt vom Kater, das Haus.

Sie fährt zum Strand hinunter, wo der Mond sein fahles Licht auf die Mauerreste wirft. Mareike ruft nach Mika, doch als Antwort kommt nur das Rauschen des Meeres zurück. Nachdem sie auch das Boot nicht im Unterstand vorfindet, ist sie sicher, dass Mika zu den Vogelfelsen gefahren ist. Dort ist er sehr oft, und das beunruhigt Mareike üblicherweise nicht. Heute aber war ein so schwieriger Tag für sie und noch viel mehr für Mika. Ängstlich späht sie aufs Meer hinaus zu den Vogelfelsen hinüber. Bleich und ruhig stehen sie im Mondlicht, inmitten tausender zitternder, unruhig glitzernder Schaumkrönchen auf dem leicht gekräuselten Meer.

Der Blick aufs Meer hinaus hilft ihr, zur Ruhe zu kommen. Sie stösst ihr Rad bis ganz zum Wasser hin. Manierlich setzt sich Lenin neben sie hin und schaut, genau wie sie, aufs Meer hinaus.

An den Brief denkt Mareike, den Brief, den Mika von Uwe erhalten hat. Warum schreibt er ihm, was will Uwe

von ihm? Mareike hatte Uwe immer sehr gemocht. In der Schulzeit waren sie sogar ein paar Jahre lang miteinander gegangen.

Eine ganze Weile noch schaut Mareike auf die funkelnden und so rasch wieder sich verlierenden Schaumkrönchen der Wellen. Sie tauchen auf und verschwinden gleich wieder und bilden in ihrer Bedeutungslosigkeit und ihrer Vergänglichkeit doch zusammen ein grosses Ganzes.

Lenin streckt sich und streicht ihr dann schnurrend um die Beine. Er hat genug Meer gesehen für heute. Mareike hebt ihn sich auf die Schultern, steigt aufs Rad und fährt zurück zum Störtebeker Krug.

Es ist drei Uhr in der Nacht, als Elisa erwacht. Sie braucht eine ganze Weile, um sich zu besinnen, wo sie ist und was gestern geschehen war. Angekleidet liegt sie auf dem Bett und friert. Sie geht zu Miriam hinüber, zögernd nur, sehr langsam und voller ängstlicher Erwartung öffnet sie die Tür um einen kleinen Spalt. Die Nachttischlampe brennt im Zimmer. Auf einem Stuhl neben dem Bett sitzt Mareike, die Beine von sich gestreckt, das Kinn auf der Brust. Das Öffnen der Tür schreckt sie auf.

„Es geht ihr wieder gut“, sagt sie rasch, um Elisas Sorgen zu zerstreuen.

„Es ist kalt“, sagt Elisa. Sie zittert am ganzen Körper.

„Der Doktor wird morgen früh nochmals kommen.“  
Mareike schaut auf ihre Uhr.

Elisa tritt ans Bett und legt Miriam die Hand auf die Stirn.  
„Sie hat kein Fieber“, sagt sie, „aber es ist kalt hier drin.“

Miriam öffnet die Augen. „Mama“, sagt sie, „ich will heim.“ Ihre Stimme klingt ungewöhnlich rau.

„Wir fahren, sobald es dir besser geht“, sagt Elisa. Sie küsst Miriam auf die Stirn. „Was hast du nur gemacht!“

Miriam antwortet nur mit einem leisen Ächzen.

„Ich bin im Zimmer nebenan“, sagt Mareike leise, „ich werde mich noch etwas hinlegen. Wenn Sie mich brauchen, rufen Sie mich einfach.“

„Es ist kalt im Zimmer“, sagt Elisa.

„Es ist die Nacht vor der Kalten Sofie“, antwortet Mareike und schüttelt bedauernd die Achseln. Der Winter ist vorbei. Sie weiss, dass Augustin an der Heizung spart.

Elisa setzt sich auf den Bettrand. „Schlaf weiter“, sagt sie. „Ich hole nur meinen Mantel. Ich komme gleich zurück und bleibe hier.“

Miriam schliesst die Augen. „Mein iPhone“, jammert sie, als Elisa zurückkommt und sich in ihren Mantel gehüllt auf den Stuhl neben dem Bett setzt, „es ist kaputt.“

„Ich weiss. Es ist nicht schlimm, wir kaufen dir ein Neues.“

Dann schweigen beide.



„Gabor hat gestern angerufen“, sagt Elisa nach einer Weile.

„Egal“, sagt Miriam mit leisem Stöhnen.

„Schlaf weiter. Es ist erst drei Uhr.“

„Ich kann nicht. Ich bin müde, aber ich kann nicht schlafen. Es ist kalt.“

Elisa findet im Kastenfuss eine weitere Wolldecke für Miriam.

„Ich dachte, du hättest mit Gabor Schluss gemacht.“

„Hab ich doch!“

„Dieses Hin und Her – du musst doch wissen, was du willst.“

Miriam dreht ihrer Mutter den Rücken zu und schliesst die Augen.

Elisa versucht wach zu bleiben. Mehrmals gibt sie sich einen Ruck, um sich am Einschlafen zu hindern. Schliesslich legt sie sich auf die andere Hälfte des Doppelbettes und schläft für eine Viertelstunde ein. Dann liegt sie eine halbe Stunde wach, schläft wieder ein und erwacht erneut. So geht es weiter, bis zum Anbruch des Tages.

Als Mareike am Morgen in Miriams Zimmer schaut, sind Miriam und ihre Mutter schon wach. Elisa liest in Reise- und Ferienprospekten, die sie unten im Gasthaus gefunden hatte. Miriam hat bereits wieder Farbe im Gesicht. An ein Kissen gelehnt, sitzt sie im Bett.

„Meine Tochter nimmt einen Tee“, sagt Elisa. Sie selbst möchte einen Kaffee, und für sie beide hätte sie gerne je

zwei Scheiben Toastbrot mit Butter und Marmelade. Mareike möchte das doch bitte aufs Zimmer bringen. Miriam protestiert. Sie will nichts. Allein schon der Gedanke, etwas zu essen, dreht ihr beinahe den Magen um.

Mareike geht nach unten. Sie ist nicht so ganz bei der Sache, ihre Gedanken sind besorgt bei Mika. Sie entschliesst sich, nachdem sie Kaffee und Tee nach oben gebracht hat, mit Augustins Boot zu den Vogelfelsen zu fahren.

„Was es da nicht alles zu sehen gibt“, sagt Elisa beim Blättern in den Reiseprospekten. Miriam stöhnt gelangweilt, um mitzuteilen, dass sie dies überhaupt nicht interessiert. Sie schliesst die Augen und dreht ihrer Mutter den Rücken zu. Dessen ungeachtet liest Elisa halblaut und bruchstückhaft vor sich hin: „Bernsteinsuche an Deeglands Stränden, vor allem dann, wenn der Wind hart aus Nordosten bläst und das Wasser hoch drückt... Eine Fahrt zu den weissen Kreidefelsen aus Dinosauriers Zeiten auf der Insel Rügen... Besuch des Hauses von Gerhart Hauptmann auf Hiddensee.“ Elisa hat noch nie etwas von Hauptmann gelesen, aber den Namen kennt sie natürlich, das gehört zur Allgemeinbildung. Der Prospekt zeigt Fotos von Hauptmanns Arbeitszimmer mit einem zierlichen, reich verzierten Schreibpult und grossem, grün gepolstertem Sessel. Auf Hiddensee ist auch das Grab von Gerhart Hauptmann, doch gestorben ist er weitab vom Meer, im Riesengebirge, dem Lande Rübezahls. In einem Zinksarg wurde er nach Hiddensee überführt. Die Witwe, so steht es

in dem Prospekt, habe den Ostseesand mit Erde aus dem Riesengebirge vermischt, um den Toten doch noch irgendwie in heimatliche Erde zu betten. Ein Grund für Elisa, sich Vorwürfe zu machen: Sie hätte eigentlich auch etwas Erde aus Zürich mitnehmen können, denkt sie. Ein kleines Säckchen nur. Symbolisch nur, das hätte genügt.

Mareike bringt das Frühstück. „Ich wollte noch sagen, dass ich heute Morgen mit dem Boot weg fahre“, sagt sie. „Es wird sicher Mittag, bis ich wieder zurück bin. Augustin bleibt im Haus. Er ist da, wenn Sie etwas brauchen. Zum Mittagessen hätte es frische Heringe, wenn Sie mögen.“

Elisa macht ein etwas säuerliches Gesicht.

„Wollten Sie nicht zu den Vogelfelsen?“, fragt Mareike.

„Ich dachte, es sei Sperrgebiet“, sagt Elisa. Sie nippt an ihren Kaffee.

„Eigentlich schon“, sagt Mareike und zuckt mit den Schultern, „aber wir nehmen es nicht immer so genau.“

„Wenn Sie zu den Vogelfelsen fahren, sollte ich unbedingt mitkommen“, sagt Elisa lebhaft und fügt rasch bei: „natürlich gegen Bezahlung.“

Mareike lacht. „Es geht nicht ums Geld“, sagt sie. „Was wollen Sie denn dort?“

„Kommen Sie“, sagt Elisa leise. Sie geht Mareike voran in ihr Zimmer. Aus dem Schrank holt sie den zerschlissenen Armeerucksack. Sie setzt sich auf ihr Bett und legt sich den Rucksack auf den Schoß.

„Ich habe einen letzten Wunsch zu erfüllen“, sagt Elisa, und ihre Augen werden feucht.

„Einen letzten Wunsch? Sie möchten etwas hinbringen?“, fragt Mareike behutsam.

„Ja“, haucht Elisa. „Es ist der letzte Wille meines Mannes. Er wollte, dass seine Asche auf den Strand bei den Vogelfelsen ausgestreut wird.“ Elisa blickt Mareike an, mit den hilfeschendenden Augen eines kleinen, überforderten Mädchens.

Verwundert schaut Mareike auf diese Frau, die zuvor so selbstsicher und unnahbar wirkte und jetzt so hilflos auf dem Bettrand sitzt. Dann senkt sich ihr Blick auf den Rucksack, den Elisa mit beiden Händen auf ihren Knien hält: „Sie meinen...?“

Elisa nickt.

„Ziehen Sie sich warm an, es ist kalt auf dem Boot. Ich warte unten auf Sie.“

„Einen Augenblick noch...!“ ruft Elisa, als Mareike bereits im Flur steht. Sie nimmt aus ihrem Koffer zwei Tafeln Schokolade. „Schon mal ein kleines Dankeschön“, sagt sie.

Auf der Treppe muss sich Mareike am Geländer festhalten. Es wird ihr dunkel vor den Augen. Eine plötzliche Schwäche hemmt ihren Schritt.

Als Elisa sich für die Fahrt zu den Vogelfelsen fertig gemacht hat, schaut sie nochmals bei ihrer Tochter ins Zimmer, um ihr Vorhaben mitzuteilen. Miriam ist nicht mehr im Zimmer. Die Teetasse steht unangerührt auf dem Nachttisch. Sie hat mitbekommen, was ihre Mutter vor hat und wartet bereits unten. Sie hat auch schon Mareike überredet, ihr Mitfahren zu unterstützen. Elisa versucht vergeblich, sie davon abzuhalten.

Wortlos schreiten die drei Frauen durch das Dorf zum Fischerhafen – langsam, damit auch Miriam, die bleich und steif hinterher tritt, mithalten kann.

„Und warum die Vogelfelsen?“ Mareikes Frage unterbricht das Schweigen. „Ich meine: warum hat Ihr Mann die Vogelfelsen gewählt?“ Ihre Stimme klingt seltsam hart und beinahe vorwurfsvoll.

„Ich weiss es nicht“, antwortet Elisa und denkt, der Vorwurf gelte Michael für seinen Wunsch, Elisa mit seiner Asche bis hierher zu schicken. „Ich wäre auch bis Australien gereist, wenn er das gewollt hätte“, sagt Elisa.

Augustins Boot, ein alter Aussenborder, ist an einem Steg im Fischerhafen festgemacht. Eine dicke, wetterfeste Blache deckt den Führerstand. Der Rumpf ist bis knapp unter der Reling dunkelblau, darüber weiss gestrichen. Weiss sind auch die Buchstaben, mit denen der Name des Schiffes auf den blauen Grund geschrieben steht: ‚Störtebeker‘. Elisa hat aus den Reiseprospekten einige von den ungewöhnlichen Geschichten erfahren, die sich um den berühmten Seeräuber Klaus Störtebeker ranken.

Als er selbst und seine ganze Mannschaft von über 70 Mann enthauptet werden sollten, konnte Störtebeker den Henker zu einem Handel gewinnen: Alle Männer, an denen er nach seiner Enthauptung noch vorbei schreiten könne sollten begnadigt werden. Als der enthauptete Störtebeker auf diese Weise bereits den elften Mann retten konnte, stellte der Scharfrichter ihm ein Bein, aus Angst, am Ende noch alle Männer begnadigen zu müssen.

Elisa verstaut ihren Rucksack unter den Armaturen und lehnt an einen der beiden hohen Hocker hinter der Windschutzscheibe. Miriam setzt sich auf eine der Sitzbänke und kuschelt sich in eine Wolledecke.

Mareike macht das Boot klar zum Ablegen. Dann fährt sie dem Strand entlang bis zum Landesteg, wo gestern früh Elisa und Miriam mit der Sturmmöwe angekommen waren. Von hier, wo man sie weder vom Dorf noch vom Fischerhafen her sehen kann, fährt Mareike in grossem Bogen Richtung Vogelfelsen.

Elisa muss ihr Urteil über Mareike gründlich revidieren. Da bleibt nichts mehr von biederer Landpomeranze oder armem Huschelchen, wie Elisa sie anfänglich insgeheim beurteilt hatte! Eine wilde Schönheit sieht sie da am Steuerrad, halb stehend, halb auf dem hohen Hocker sitzend, den Kopf in den Nacken geworfen und sichtlich den kräftigen Fahrtwind geniessend, der ihr durch das schulterlange, rotblonde Haar fährt, während Elisa sich niederkauert und Haut und Frisur vor dem salzhaltigen Wind zu schützen versucht. Unbeweglich und alt kommt

sie sich jetzt vor. Sie hat sich feierlich angezogen, ein anthrazitfarbenes schurwollenes Deux-piece mit engem, langem Jupe, in dem sie sich viel eingeengter fühlt als in Hosen. Darüber trägt sie ihren dunklen Kaschmirmantel, den Michael für sie ausgesucht hatte, weil ihm der Schnitt so gut gefiel, die schmale Taille, die mit dem Gürtel noch mehr betont werden konnte. Er kam selten zum Einkaufen mit, aber wenn er einmal dabei war, dann hatte er eine ganz klare Meinung darüber, was Elisa wählen sollte. Das führte dazu, dass sie sich bei allem, was sie selber anprobierte und einkaufte, vorzustellen versuchte, was Michael dazu sagen würde. Oft kam sie dann ohne Einkauf und ziemlich verdriesst nach Hause, weil ihr eigener Geschmack und Michaels vermeintlicher Kommentar nicht übereinstimmten. Dabei waren seine Bemerkungen niemals vorhersehbar, da sie meistens seiner gegenwärtigen Laune oder einem momentanen Spleen entsprachen. Sie hätte den Mantel lieber etwas länger und breiter geschnitten, etwas weniger jungmädchenhaft, aber ihm hatte es gefallen. Und das war die Hauptsache.

War es das wirklich?

Elisa dachte in den letzten Wochen und Tagen oft daran, wie sehr sie sich immer Michael angepasst hatte. Aber sicher hatte sie sich nie für ihn aufgeopfert, wie Miriam das immer behauptet. Dennoch merkt sie manchmal, wie eng in diesen gemeinsamen Jahrzehnten ihr Leben geworden ist.

Elisa kommt sich lächerlich vor, wie sie sich vor dem

Fahrtwind zu schützen versucht. Sie steht auf und setzt sich, das eine Bein, wie Mareike, auf dem Boden abstützend, auf den Hocker. Sie empfindet beinahe etwas wie Bewunderung für diese Frau, die wohl nur wenige Jahre jünger ist als sie, die in ihrer Art aber so viel jugendlicher und unabhängiger wirkt. Sie erinnert sich, wie der Käpt'n auf dem Postschiff für Mareike geschwärmt hatte, und sie bedauert, nur mit halbem Ohr zugehört zu haben. Und was hatte der Fischer im Auto auf der Fahrt zur Mole von Mareike und einem ihrer früheren Freude gesagt?

„Sie waren einmal mit einem Schweizer bekannt?“, fragt Elisa. Sie muss die Frage lauter wiederholen, da Mareike sie im Lärm von Motor, Fahrtwind und hochspritzender Gischt nicht verstanden hat.

„Ja, er war Schweizer“, sagt Mareike und zeigt lachend ihre weissen Zähne. „Aber das ist schon bald nicht mehr wahr! Zwanzig Jahre liegt das zurück.“ Wieder schaut Mareike lachend zu Elisa, doch ihr Lachen wirkt unsicher.

„Das scheint eine alte Liebe zu, sein“, sagt Elisa und lacht ebenfalls, denn sie scheut sich, in fremder Leute Privatsachen zu kramen.

„Ja, eine grosse Liebe“, sagt Mareike, „doch er war verheiratet – ziemlich sicher.“ Der Wind reisst ihr die Wörter von den Lippen.

„Sie wissen das nicht?“

Mareike schüttelt den Kopf. „Ich habe einen grossen Unbekannten geliebt“, sagt sie und lacht wieder.



„Was sagen Sie?“ Elisa versteht nur die Hälfte, der Lärm von Motor und Wind zermalmt Wörter und Sätze.

„Wir waren zehn Jahre zusammen, aber trotzdem weiss ich nichts von ihm.“, sagt Mareike.

„Und Sie lachen dazu?“ wundert sich Elisa.

„Sollte ich weinen? Nein, nein! Eigentlich bin ich froh, dass ich nichts über ihn weiss.“

Wieder kann Elisa kaum ein Wort verstehen.

„Es ist gut so“, sagt Mareike laut. „Das ist alles schon so lange her.“

„Und wo lebt er jetzt?“

Miriam gibt zu erkennen, dass sie das nicht wisse, dass sie nicht einmal wisse, ob er überhaupt noch am Leben sei.

Das sei wohl das Schlimmste, sagt Elisa: diese Ungewissheit, nicht zu wissen, ob ein Mensch, den man liebt, noch lebe oder nicht. Für sie jedenfalls wäre es sehr schlimm, nicht zu wissen, woran sie sei.

Daran denke sie nicht, sagt Mareike. Sie glaube lieber daran, dass Michi noch lebe.

„Michi...?“ fragt Elisa erstaunt.

Mareike nickt.

„Mein Mann hatte sich früher auch Michi genannt. Das ist die Kurzform von Michael. Ich habe es ihm rasch abgewöhnt. Für einen Jungen ist der Name in Ordnung, aber für einen erwachsenen Mann ist er mir zu – zu kindlich!“ Elisa macht ein Gesicht, das deutlich zeigt, wie wenig sie diesen Namen mag. Sie hatte es tatsächlich nicht dulden können, wenn sich Michael Michi nannte. Sie

wollte keinen Michi. Ein Michi ist in ihren Augen kein Mann, den man respektiert.“

Das Boot lässt an Geschwindigkeit nach und tuckert nur noch langsam vor sich hin. Schliesslich bleibt es stehen und der Motor dreht im Leerlauf. Elisa fürchtet, plötzlich hier festzusitzen. Sie möchte möglichst rasch zu den Vogelfelsen und dann wieder zurück.

„Wie alt war Ihr Mann, als er starb?“ fragt Mareike.

„Erst 59“, sagt Elisa. „Er hat zuviel gearbeitet, er war viel zu tüchtig.“

„Ich weiss“, sagt Mareike in Gedanken versunken. „Ihre Tochter sagte es mir schon.“

„Manchmal denke ich, sie könnte ihren Vater verwünschen“, sagt Elisa. „Er war ein guter Mensch, ein wundervoller Mensch, aber die beiden hatten das Heu nicht auf derselben Bühne.“ Elisa schaut zu Miriam, die noch immer in die Wolldecke eingemummt ist und bewegungslos vor sich hin starrt.

Elisas Worte drehen sich in Mareikes Kopf. Zu viele Puzzlesteine kommen gleichzeitig zusammen, stürzen auf sie ein und drücken ihr auf die Brust. Würde das Boot jetzt sinken, sie würde nichts unternehmen, nur festhalten würde sie sich am Boot und untergehen mit ihm. Sie erinnert sich an den Traum von vergangener Nacht: „Ich komme wieder.“

„Ich weiss“, hatte sie dann immer geantwortet.

„Was ist los?“, fragt Elisa. „Warum fahren wir nicht weiter?“

„Die Vogelfelsen“, sagt Mareike schwer atmend, „die Vogelfelsen, das war ‚unsere‘ Insel. Da war fast nie jemand. Nur wir beide waren da, nur Michi und ich. Da gab es für uns kein Ost und West, kein Deegland und schon gar keine Schweiz, da gab es nur Felsen und Meer und Strand und Himmel.“ Mareike spricht nicht weiter. Sie wischt sich die Augen und schaut zu den Vogelfelsen hinüber.

Verwirrt hört ihr Elisa zu. „Wir werden nicht lange bleiben“, sagt sie. „Wir können dann ja gleich wieder zurück fahren. Sie wollten doch nach Ihrem Sohn schauen. Er hat mir Leid getan, gestern Abend im Gasthaus. Ich war wohl auch selber sehr ungehalten.“

Ein dumpfer Knall hallt vom Vogelfelsen herüber.

„Jemand hat geschossen“, sagt Elisa erschrocken und fasst Mareike am Ärmel ihrer Windjacke.

„Das war Mika“, sagt Mareike. „Das hat nichts zu bedeuten.“ Sie zwingt sich, ruhig zu bleiben.

„Fahren wir endlich weiter?“ ruft Miriam mit rauer, aber fadendünnere Stimme.

Mareike gibt Gas, die Fahrt geht wieder los, schneller als zuvor. Aufrecht steht sie am Steuer, damit ihr der eisig kalte und der nasse Fahrtwind ins Gesicht schlagen. Zwischendurch wirft sie einen seitlichen Blick auf Elisa, diese Fremde, die sich wieder schützend hinter die Windschutzscheibe duckt und die ihre Witwenschaft mehr mit Stolz als mit Trauer zu tragen scheint. Sie hat feine schwarze Lederhandschuhe an ihren Händen. Mit der

einen hält sie sich am Boot fest, mit der andern hat sie die Riemen ihres Rucksackes ergriffen, dieses Rucksackes, dieses zerschlissenen Rucksackes mit der Asche eines Mannes, der Mareike nicht länger fremd sein kann.

Mika hat diese Nacht, wie schon oft, auf einer Pritsche im Bunkerraum auf den Vogelfelsen geschlafen. Spät ist er erwacht, kein Tageslicht dringt in den dunklen Raum. Er schält sich aus seinen klammen Woldecken und leuchtet sich mit der Taschenlampe den Weg zur Bunkertür. Es ist bereits hell draussen, aber grau, kalt und feucht. Mit der Hand tastet er sein Gesicht ab. Es fühlt sich geschwollen an, und die Prellungen, die ihm Lars beigefügt hat, schmerzen heute mehr als gestern.

Mika stösst die viereckige Tür weit auf, so dass Licht auch in den Raum dringen kann. Mit einer grossen Plastikbox setzt er sich auf die Treppenstufen, die vom Eingang in den Raum hinunter führen. In der Box sind ein paar Packungen rundes schwedisches Knäckebrötchen und einige Konservendosen: weisse Bohnen, Erbsen, Apfelmus und ein Glas Rapshonig. Auch Schachtelkäse und ein Rest Trockenwurst stehen zur Auswahl. Mika sorgt stets dafür, genügend Essensvorräte auf den Vogelfelsen zu haben.

Manchmal fängt er Fische oder sammelt Muscheln ein. Essen muss für ihn nicht mehr, als nur satt machen. Wenn Gäste im Störtebeker Krug ein Steak zurückgeben, weil es beim Anschneiden zu fest oder zu wenig blutet, aber trotzdem zart wie Butter ist, und dann womöglich noch ein Streitgespräch darüber, was unter bleu oder saignant zu verstehen sei, die Gemüter erhitzt, dann weiss Mika jeweils nicht, ob er einfach nur lachen oder an den Tisch gehen und den Herrschaften das Steak um die Ohren schlagen soll. Da kann er die freundliche Geduld nicht begreifen, mit der seine Mutter solche Gäste noch bedient, wie sie sich herumkommandieren, beschimpfen und belächeln lässt. Die hätten eben ein Recht darauf, sagt sie, Motzen sei im Preis inbegriffen. Sie nimmt es mit Humor.

„Das ist es“, sagt eine raue Stimme aus der Mitte des Raumes. Es ist die Offiziersmantel-Vogelscheuche mit dem Seespinnenkopf. „Dir fehlt der Humor, Mika, du hast null Humor, du bist ein frustrierter, dummer Dorftrottel, der Deeglander Inseltrottel!“

Mika späht in das Halbdunkel hinein. „Gerade du bist mir der Richtige, das zu behaupten, du hirnloses Klappergestell!“ Mika öffnet mit einem Dosenöffner die weissen Bohnen.

„Ein humorloser, sturer, nichtsnutziger Vogel, genau das bist du“, sagt der Offizier.

„Das gefällt mir“, sagt Mika. „Ein freier Vogel, der tun und lassen kann, was er will.“ Mika bricht ein Stück Knäckebrötchen ab und schöpft mit ihm ein paar weisse

Bohnen aus der Dose. Eine durchsichtige Sülze pappt die Bohnen aneinander.

„Ein vogelfreier Vogel, genau! Jeder kann dich abknallen, so wie du die Vögel abknallst. Aus. Schluss. Fertig.“

Beim Kauen kracht und mantscht es in Mikas Kopf und die Prellungen schmerzen bei jedem Auf und Ab seiner Kiefer.

„Die sind dir gestern ganz schön an den Kragen gefahren“, sagt das Klappergestell.

„Das war gestern“, sagt Mika und bricht sich ein weiteres Stück Knäckebrötchen ab. „Gestern war gestern, und heute ist heute. Und morgen gehe ich zu meinem Vater.“

„Du weißt ja nicht einmal wer dein Vater ist.“ Die Stimme des Seespinnen-Offiziers klingt spöttisch.

„Ich habe einen Brief von ihm“, sagt Mika. Er zieht den Brief, den er vom Sturmmöwe-Kapitän erhalten hat, aus der Jackentasche.

„Der Brief ist ja noch nicht einmal geöffnet“, lacht es aus der Mitte des Raumes.

Mika legt den Brief neben sich, nimmt den Karabiner, der an die Treppenstufen angelehnt ist, entsichert ihn, zielt kurz und drückt ab. Das Seespinnengesicht des Holzlatten-Offiziers zerspringt in tausend Stücke, der Hut fällt auf den Boden.

Mika isst die Dose mit den weissen Bohnen leer und schliesst seine Mahlzeit mit einem Stück Schachtelkäse ab. Dann drückt er den Deckel wieder auf die Box und stellt

sie an ihren Platz zurück. Er nimmt den Briefumschlag, dreht und wendet ihn, und betrachtet ihn von allen Seiten. Der Brief hat keine Briefmarke und keine Adresse. Nur drei Wörter stehen auf der Vorderseite: Für Mika Wulf – geschrieben mit grossen, grob gestalteten, mal rund, mal eckig geformten Buchstaben. Mika scheut sich, den Brief zu öffnen. Er ist alle die Jahre prima ohne diesen Brief ausgekommen, da kann er ihn ruhig noch ein eine Zeit lang verschlossen lassen. Mit ein paar Kerzen macht Mika mehr Licht im Raum. Er sucht sich aus dem Stapel Militärkleider eine Hose heraus und zieht sie sich über. Seine staubigen, schwarzen Halbschuhe mit durchgelatschten Sohlen tauscht er mit einem Paar alter Wehrmachtstiefel aus, mit ledernem Schuhboden und dickem Schaft aus armeegrünem Filz. Er nimmt den Mantel von der Steckenpuppe, legt ihn sich um und setzt sich die Mütze auf den Kopf. Den Brief steckt er in die innere Brusttasche des Mantels.

In seine Uniform gekleidet, verlässt Mika den Bunker. Den Karabiner hat er über die Schulter gehängt. Vor der Brust baumelt an einem Lederriemen ein 6x50 Zeiss-Fernglas aus der Zeit des Dritten Reiches. Die Munition trägt er am Gurt, und in der Manteltasche steckt eine Gewehrgranate. Wie gestern schon, klettert er über die Steinstufen auf den Felsen. Von hier kann er fast die ganze Insel überblicken. Nur ein kleiner Teil der Insel wird durch ein paar aufragende, teilweise ineinander gestürzte Kalkfelsen gebildet. Der Rest ist nur ein flacher, etwa

fünfhundert Meter langer und zweihundert Meter breiter Streifen, der im Gegensatz zu Deegland, dicht bewachsen ist, mit einem Teppich von Blumen, Gräsern und Sträuchern: Sanddorn, Farne, Weisswurz, Baldrian und zwischendurch Gruppen von Birken, Schwarzerlen und Buchen.

Mika setzt sich nieder und zieht den Briefumschlag aus der Brusttasche. Er reisst ihn auf, nimmt den handgeschriebenen Brief heraus und liest. Dreimal hintereinander liest er ihn von Anfang bis Ende. Dann springt er auf und steckt ihn wieder in seine Manteltasche. Der Motor von Augustins Boot hat ihn aufgeschreckt. Er erkennt seine Mutter am Steuer, mit der roten Windjacke und dem schulterlangen, rotblonden Haar, das im Wind wie ein helles Feuer lodert. Neben ihr die immer so ernsthaft dreinblickende Frau aus der Schweiz und hinten, zusammengekauert ein Woldeckenbündel, in dem nur Miriam stecken kann. Mika legt sich auf den Boden und knüpft sich die Gruppe mit seinem alten Dienstglas vor. Von hier oben hat er schon öfters Besucher der Insel beobachtet. Nicht alle, die mit ihrem Boot an der Insel vorbeikommen, lassen sich durch die Verbotsschilder, die rund um die Küste aufgestellt sind, beeindrucken. Sie gehen an Land, schwimmen am Strand oder suchen nach schönen Muscheln oder Bernstein. Selten, dass jemand auch die Orchideen entdeckt, die bereits am Übergang des steinigen Strandes zur moorähnlichen Feuchtwiese zu finden sind. Schilf und hohes Gras machen die Wiese



schwer begehbar, als würde die Natur hier selber ihre seltensten Arten schützen wollen: den weissen Sumpfstendelwurz, den kräftig duftenden, dunkelpurpurroten Mücken-Händelwurz und auch das sehr seltene, zierliche Torf-Glanzkraut.

Die drei Frauen gehen an der flachen Küste neben den Felsen an Land. Mika hört bei jedem ihrer Schritte das Knirschen unter ihren Füßen auf den vielen Muschelschalen, dem Kies und dem Sand. Die Alte hält ihren Rucksack in der Hand, Miriam hat die Woldecke wie einen Kaftan über die Schultern hängen. Mika versucht, ihr Gesicht zu sehen, wartet ungeduldig, dass es sich auf seine Seite hin wendet, doch Miriam scheint an den Felsen nicht interessiert zu sein. Sie hält den Kopf gesenkt und schaut nur gerade dahin, wo sie sich mit ihren Füßen hinbewegt.

Mareike sucht mit ihren Augen die Felsen ab. Sie vermutet, dass Mika sich hier irgendwo versteckt hält. Erst nachdem sie mehrmals nach ihm gerufen hat, steht Mika auf und tritt an den Rand der Felsplatte, wo er seine rechte Hand zum militärischen Gruss an die Mütze hebt. Mareike kennt Mikas Flausen und ist darum nicht besonders erstaunt, ihn in diesem antiquierten militärischen Pomp zu sehen. Peinlich ist es ihr trotzdem, weshalb sie sich bei Elisa für Mikas seltsames Auftreten entschuldigt.

„Lassen Sie ihn doch machen“, sagt Elisa.

„Komm herunter“, ruft Mareike und winkt mit den Armen.

„Lassen Sie ihn doch oben – wenn ihm das gefällt“, sagt

Elisa, denn es behagt ihr ganz und gar nicht, dass der junge Mann herkommen soll.

Mika verschwindet, taucht gleich darauf auf einem anderen Felsen auf und schickt sich an, herunterzukommen.

Elisa hält ihren Rucksack mit beiden Händen und weiss nicht so recht, wie sie weiter vorgehen will. Sie hatte sich manchmal vorzustellen versucht, wie es sein werde, wenn sie Michaels Asche ausstreue. Keine konkreten Bilder waren es, aber alles war doch irgendwie würdevoll und feierlich. Aber so, wie jetzt, kommt ihr das überaus fremd und unwirklich vor. Nicht einmal Blumen hat sie mit dabei. Sie stellt den Rucksack auf den Boden und schaut ihre Tochter an. Lieber wäre sie mit ihr alleine hier, ohne die Frau aus dem Gasthaus und ihrem verrückten Sohn, der wohl auch gleich hier sein wird.

„Schwierige Augenblicke für Sie, nicht wahr?“, unterbricht Mareike das Schweigen.

Elisa zuckt mit den Schultern. „Irgendwo in der Schweiz wäre das wohl anders. Aber hier, wo alles so fremd ist...“.

„Ihr Mann hat sich vielleicht mit dieser Insel verbunden gefühlt?“

Elisa schüttelt den Kopf. „Das kann ich mir nicht denken, er war niemals hier.“

„Man kann nie wissen...“, sagt Mareike.

„Ach, ich glaube nicht an frühere Leben und solche Dinge, da bin ich zu realistisch“, sagt Elisa abweisend.

„Gehen wir?“ fragt Miriam, ohne sich ihrer Mutter zuzuwenden. Sie schaut gedankenverloren auf das Ufer,

auf die vor und rückwärts sich bewegende und mit jeder neuen Welle verändernde Linie zwischen Meer zum Strand.

Elisa nimmt die Urne aus dem Rucksack. Sie ist aus hellem Ton. „Es ist eine wasserlösliche Urne“, sagt sie. „Sie verwittert. Ich könnte sie irgendwohin stellen. Aber eigentlich wollte Michael die Asche ausgestreut haben.“ Sie spricht nicht weiter, da Mika sich im Paradeschritt nähert, in der verrotteten SS-Uniform. Es fehlt nur noch die Marschmusik.

„Mika!“, sagt Mareike, „muss das jetzt sein, in diesem Aufzug? Nimm dieses grässliches Ding vom Kopf!“

Mika kommt ihrem Wunsch nicht nach. Seine Dienstmütze wird er jetzt unter keinen Umständen ablegen. Jedenfalls nicht, solange Miriam nur aufs Meer hinaus schaut und nicht einen einzigen Blick für ihn übrig hat. Sie ist aus schwarzer Gabardine, die Mütze. Sie hat silberne Kordeln über dem grossen lackierten Vulkanfiber-Schild und einen silbernen Parteiadler und einen Totenkopf vorne drauf. Sie gibt Mika ein unbeschreibliches Gefühl von Macht und Selbstsicherheit, auf das er jetzt auf keinen Fall verzichten will. Nur Miriam könnte ihn dazu bewegen. Sie müsste nur sagen: „Zieh die Mütze aus“, so wie sie gestern gesagt hatte: „Zieh das Hemd aus“. Und dann: „Zieh alles aus“. Am Ende war sie stockbesoffen, und Mika hätte sie haben können. Jetzt schaut sie aufs Wasser hinaus, mit käsebleichem Gesicht und in ihre Woldecke gehüllt, wie ein altes Bettelweib.

„Was ist das?“ fragt Mika mit dem Ton eines Inquisitors und zeigt mit dem Finger auf das braune Gefäß in Elisas Händen.

„Eine Urne“, sagt Elisa unbeirrt, denn sie hat sich das Urteil gebildet, dass der junge Mann eher naiv als gefährlich und nicht ganz ernst zu nehmen sei. Nur seine Augen, die sie so sehr an Michael erinnern, die irritieren sie. Auch anderes hat sie seltsam angemutet: dass sich Mareikes Freund Michi nannte, genau wie Michael früher, und dass er Schweizer war. Aber sie findet es lächerlich, auch nur einen Gedanken über irgendwelche Zusammenhänge zu verlieren, denn was gut und richtig scheint, das soll man nicht in Zweifel ziehen.

„Es ist verboten, die Asche von Toten irgendwo auszustreuen“, sagt Mika mit Offiziersstimme.

„Woher willst du das wissen“, sagt Mareike.

„Ich weiss es, weil es in Rostock eine Aschenstreuwiese gibt, auf dem Westfriedhof. Dort darf man, sonst nicht, in ganz Deutschland nicht.“

„Und du spielst hier den Polizisten, ja?“ Mareike ist wütend.

„Das ist nun einmal so!“ poltert Mika. Die Kraft der Uniform dringt bis in seine Stimme.

„Uns ist das jetzt völlig gleichgültig“, sagt Mareike, „uns interessiert das jetzt nicht soviel!“ Sie drückt Daumen und Zeigefinger zusammen, um zu zeigen, wie völlig egal es ihr sei, was Mika sagt. Erstaunt ist sie zugleich, wie sehr sie dieses Ausstreuen der Asche auch zu ihrer eigenen Sache

macht.

„Und was ist das?“ Mika zeigt auf ein dekoratives, in die Urne geprägtes Rechteck. Seine schmale, knochige Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger ragt nur zur Hälfte aus dem etwas zu langen Ärmel des Offiziersmantels hervor.

„Der Zürileu, das Zürcher Wappenzeichen“, sagt Elisa und fährt mit ihren, in feinen schwarzen Lederhansschuhe steckenden Fingerspitzen über den Löwen, der mit seinen Pranken das Zürcher Wappenschild stützt.

„Und von wem ist die Asche?“ fragt Mika unvermindert barsch.

„Mika sei still!“ Mareike schreit ihren Sohn an und stösst ihn mit der Hand zurück. Die Macht von Uniform und Mütze, von Parteiadler und Totenkopf ist gebrochen, Mika verstummt und tritt zwei Schritte zurück.

„Lassen Sie ihn doch!“ Elisa sucht zu vermitteln, sie mag nicht, dass Mareike sich so heftig für sie einsetzt. „Es ist die Asche meines Mannes“, sagt sie zu Mika, der aber nichtinhört und von Mareikes scharfer Reaktion noch ganz verdattert auf schwankendem Boden steht.

Elisa lässt den leeren Rucksack fallen. „Dann gehen wir jetzt?“, sagt sie zu Miriam in fragendem Ton, als wären diese letzten Schritte vielleicht doch noch vermeidbar. Sie hält die Urne in ihrem linken Arm, so wie man ein Baby trägt. Mit der rechten Hand versucht sie, ihre Frisur in Ordnung zu bringen, aber der Wind zerzaust sie gleich wieder. Miriam antwortet nicht. Stumm und bleich und schlotternd vor Kälte steht sie neben der Mutter,

eingepackt in ihre Wolldecke, die sie kaum mehr wärmen kann. Dann gehen Mutter und Tochter weiter in den Strand hinein. Langsam entfernen sie sich in unschlüssigem Zickzack vergeblich eine Stelle suchend, die der auszustreuenden Asche würdig sei. Denn nichts als Steine hat es hier und Sand und hunderttausende leerer Muschelgehäuse. Ein paar grössere Felsbrocken liegen herum, kein Stonehenge ist es, keine Dolmen, nichts Hehres, nichts Feierliches, nur bedeutungslose, unförmige mit Möwenkot weiss und grau verputzte Brocken.

Elisa fühlt sich leer bis in alle Fasern ihres Wesens. Sie hatte gehofft, vielleicht doch etwas Trauer spüren zu können, vielleicht sogar ein paar Tränen fliessen zu lassen. Erschrocken stellt sie fest, wie sachlich sie dies alles nimmt und wie sie es kaum erwarten kann, bald wieder im Boot zu sitzen und von hier weg zu können. Weg von hier und weg von Deegland, weg von dieser unwirklichen Welt, in der Michael zurückbleiben wird, kommentarlos sich von ihr trennt, als hätten ihm alle diese gemeinsamen Jahrzehnte mit ihr nichts gegolten. Nicht länger darf sie an diesem Gedanken hängen, sie würde sonst das Tongefäss am Ende wohl noch mit kraftvollem Wurf auf dem Boden zertrümmern.

Bei einem grossen, von Schilf umwachsenen Steinbrocken bleibt Elisa stehen und wartet, bis auch Miriam nachgekommen ist. Sie öffnet die Urne und kippt die Asche auf den Boden. Das leere Tongefäss stellt sie höchst sorgfältig zwischen Stranddisteln und gelb

blühendem Scharbockskraut neben dem Felsbrocken auf den Boden, wählt einmal diese, dann wieder jene Stelle, das Wappen nach vorn gerichtet. Sie legt Miriam die Hand auf die Schulter. Mit gesenktem Kopf bleiben sie schweigend eine Minute stehen.

„Ich habe die Fotos für meine Studienarbeit“, sagt Miriam unvermittelt. Ihre Stimme ist wie Seidenpapier.

Elisa reagiert nicht. Sie schweigt, mit gesenktem Kopf. Nur das Atmen des Meeres ist zu hören, das Kommen und Gehen der Wellen am Ufer. Erst nach einer Weile antwortet sie: „Hat das nicht bis nachher Zeit?“

„Ich wollte, dass Michael – dass Papa es auch hört.“

Elisa legt ihr den Arm um die Schulter.

„Das heisst, du wirst dein Studium nicht abbrechen?“

„Nein, ich mache weiter.“

„Das wird Papa sehr glücklich machen.“

Schweigend bleiben sie nebeneinander stehen.

Der Wind kommt vom Strand her. Er lässt die kleinen Ascheflocken auf dem Boden tanzen, hebt sie hoch und trägt sie weiter in die Insel hinein.

Mareike und Mika haben den beiden Frauen nachgeschaut. Mika hält sich das Dienstglas vor die Augen und beobachtet die beiden Frauen.

„Warum weinst du?“, fragt Mika, ohne den Feldstecher wegzulegen.

„Ich weine doch nicht“, sagt Mareike.

„Natürlich weinst du“, sagt Mika. Er korrigiert die Scharfeinstellung am Okular des Fernglases.

Mareike weint nicht nur. Sie weint und lacht zugleich.

„Sag es mir!“ Mika lässt das Fernglas sinken und schaut seine Mutter an.

„Er ist zurückgekommen“, sagt Mareike.

„Wer?“

„Sag ich nicht!“

„Sag's!“ Mika schliesst seine Arme um Mareike. Er ist gut ein Kopf grösser als sie, und der steife Mantel und Hut lassen ihn noch mächtiger wirken. Er drückt sie an sich und streicht ihr mit der Hand über das Haar. „Sag's mir!“

„Dein Vater“, flüstert Mareike. Tief atmet sie ein, tief atmet sie aus, als wäre sie einen Berg hinauf gelaufen. Sie weint und lacht dazwischen und weint und drückt ihr Gesicht an Mikas Brust.

„Onkel Uwe ist doch mein Vater, oder nicht?“

„Du hast dir das immer so vorgestellt“, sagt Mareike.  
„Ich habe das sicher nie behauptet.“

„Und Augustin ist es auch nicht?“

„Hm – eigentlich doch!“

„Da soll noch einer drauskommen“, sagt Mika und drückt seine Arme noch fester zusammen.

„Dein Mantel stinkt!“, ruft Mareike laut und stösst Mika von sich. Sie weint und lacht und weiss nicht warum.

Indigniert könnte man den Blick nennen, den Elisa den beiden zuwirft, denn sehr unpassend, pietätlos geradezu, dünkt sie ihr Verhalten – einerseits. Andererseits aber ist sie insgeheim doch froh, dass hier nicht diese schwere Jammerstimmung herrscht, wie bei der Trauerfeier in



Zürich. Noch einige Augenblicke bleibt ihre Aufmerksamkeit bei dem grotesken Paar: sie sieht Mareike und ihren Sohn, sieht, wie Mareike Mika von sich stösst, wie er wieder auf sie zugeht und sie mit seinen Armen hochhebt wie ein Bräutigam seine Braut und wie er sich mit ihr gleich einem Karussell übermütig um seine eigene Achse dreht.

Miriam bricht ein paar Blüten und legt sie neben die Urne. Dann stehen beide noch eine Weile stumm und mit gesenktem Kopf nebeneinander, bevor sie zu den andern zurückkehren.

„Meinetwegen können wir jetzt fahren“, sagt Elisa zu Mareike. „Danke, dass Sie uns hergebracht haben.“ Sie hat nur noch einen Gedanken: möglichst rasch wieder nach Hause zurückzukehren.

Mika hat den Rucksack vom Boden aufgehoben und hält ihn in seinen Händen.

„Den brauche ich nicht mehr“, sagt Elisa. „Es ist ein Schweizer Armeerucksack. Wenn Sie ihn haben wollen, behalten Sie ihn.“

Miriam geht schon voraus zum Boot. Sie geht an Mika vorbei, als wäre da nur Luft, so wie sie gestern früh auf der Küstenstrasse an ihm vorbeigegangen war. Heute macht sich Mika nichts daraus. Er hat einen Brief in seiner Manteltasche, und der ist ihm wichtiger als alles andere.

„Wann kommst du nach Hause?“ fragt ihn Mareike.

„Am Abend“, sagt Mika. „Ich geh morgen zu Uwe aufs Schiff. Morgen früh.“

„Wir werden noch darüber reden“, sagt Mareike.

„Es gibt nichts darüber zu reden. Ich verdiene über achthundert Euro im Monat. Drei Jahre, dann bin ich Schiffsmechaniker. Ich hab's schriftlich.“ Mika zieht den Brief aus der Brusttasche.

„Erst musst du deinen Kranich wegräumen“, sagt Mareike. „Lenin hat ihm den Kopf zerbissen.“

„Lenin?“, sagt Mika und lacht. „Vielleicht nehme ich ihn mit auf die Sturmmöwe.“

„Das fehlte noch!“ Mareike schlägt ihm die Faust auf die Brust.

„Der König aus dem fernen Land, ja?“ fragt Mika und weist mit dem Kopf zur Stelle, wo die Urne steht.

Mareike nickt. „Ich geh jetzt“, sagt sie. Sie streicht mit der Hand Mika über die Wange. Dann wirft sie nochmals einen Blick zurück auf den Strand. Mit einem Seufzer wendet sie sich ab und geht zum Boot, wo die beiden Frauen frierend und ungeduldig auf sie warten.

„Ich geh morgen auf die Sturmmöwe“, ruft ihr Mika nach. „In aller Frühe.“

„Wir reden noch darüber“, ruft Mareike zurück. Sie ist stehen geblieben. .

„Morgen früh, glaub mir!“ ruft Mika nochmals.

Mareike nickt.

„Aber ich komme wieder“, ruft Mika.

„Ich weiss“, sagt Mareike unhörbar leise und geht zu den andern.

Mika schaut dem Boot nach, bis es hinter den Felsen

verschwindet. Dann untersucht er den Rucksack. In einer Seitentasche findet er ein Taschenmesser, ein altes Schweizer Armeesackmesser mit Messerklinge, Schraubenzieher, Ahle und Dosenöffner. Nachdem er alle diese Werkzeuge mehrmals auf- und wieder zugeklappt hat, steckt er das Messer in seine Manteltasche. Den Rucksack lässt er auf den Boden fallen. Langsam und mit geschultertem Gewehr schreitet er über den Strand zu dem Felsbrocken, an der Elisa die Asche ausgestreut hat. Er klettert auf den Felsbrocken und gibt mit seinem Karabiner acht Salutschüsse ab, zwei in jede Himmelsrichtung.

Einige Minuten noch bleibt Mika stehen, in strammer Position wie ein Wachsoldat. Der Nebel hat sich verflüchtigt, doch im Westen zeigt sich eine dunkle Regenwolke, die rasch näher kommt. Es muss etwa Mittag sein, als die ersten Tropfen fallen. Die Sonne steht im Süden und leuchtet in das schwarze Gewölk hinein. Über der lang gezogenen, flachen Insel wölbt sich in erst schwachen, dann immer kräftiger leuchtenden Farben ein Regenbogen.

„Dein Vater scheint ein nobler Mann gewesen zu sein“, sagt der Regenbogen.

„Einerlei“, sagt Mika.

„Du hast von ihm dein Leben, ein Taschenmesser und einen alten Rucksack.“, sagt der Regenbogen.

„Mein Leben ist achthundert Euro im Monat wert“, sagt Mika. „Über achthundert im ersten Jahr. Im zweiten noch mehr und nochmals mehr im dritten.“

„Aber das Taschenmesser, das ist alt und die Klinge ist stumpf.“

„Und wenn schon!“ Mika zieht die die Gewehrgranate aus der Manteltasche und steckt sie auf den Karabiner. Er zielt auf den höchsten Punkt der farbigen Arkade und drückt ab. Der Regenbogen zerspringt in hunderttausend Stücke und hunderttausend farbige Fetzen. Wie Blütenblätter im Frühsommer oder wie die Glimmerkonfettis in einer Fernsehshow fallen sie langsam kreisend und tanzend nieder auf die Insel, auf die Felsen, die Steine, den Strand, das Meer, auf die Urne, die Asche, auf Mikas Offiziersmütze mit Parteiadler und Totenkopf und den miefigen Mantel eines Nazi-Offiziers aus steif gewordenem armeegrauem Tuch. In der rechter Seitentasche hat er das Schweizer Armee-Sackmesser seines Vaters. Die Klinge ist stumpf, was soll's! In der Brusttasche steckt ein Brief seines Onkels Uwe, einem rauhen Seemann mit butterweichem Herzen, mit Zwirbelbart und Kapitänsmütze. Lachend springt Mika vom Stein hinunter. Wie war er bloss auf den Gedanken gekommen, der Sturmmöwen-Käpt'n müsse sein Vater sein!